

NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY



Band 10 feet

6 Bolet. (Bolet 10 feet)

38-

3. Fach hinter Reihe
Nicht angeschlossen
an Eisenbahn



Herta Brehlmeider-Jünger

Schillers


Säm t l i c h e W e r k e

Säkular-Ausgabe in 16 Bänden

In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Rettner,
Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen,
Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weisensfels
herausgegeben von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation



SCHILLER

Nach der Marmorbüste von Dannecker

Schillers

Sämtliche Werke

Säkular-Ausgabe

Erster Band

Gedichte I

Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen



Stuttgart und Berlin
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

PT2465. B04 Bol.1

Am 9. Mai 1805 ging Friedrich Schiller zu den Toten, unsterblich aber leben seine Werke. Immer teurer ist der Dichter seinem Volk geworden, aus allen Geschmackswandlungen eines ganzen Jahrhunderts ging er siegreich hervor, und gerade neuerdings ist die allgemeine Verehrung Schillers, nicht weniger aber auch die wissenschaftliche Würdigung seiner Größe in einem entschiedenen Steigen begriffen.

Die Cotta'sche Buchhandlung, die das Vertrauen des Lebenden genoß, erachtet es als ihre Ehrenpflicht, zur Jahrhundertfeier seines Todes eine Säkular-Ausgabe seiner Sämtlichen Werke zu veranstalten. Vornehm in ihrer Ausstattung, soll diese Ausgabe alle Anforderungen erfüllen, die nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft an ein solches Unternehmen zu stellen sind.

Einleitungen und Anmerkungen umrahmen den Text. Auf Grund gelehrter Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, erklären sie das Werden der einzelnen Werke und suchen den Genuß wie das Verständnis zu vertiefen.

Der Text beruht durchgehends auf neuer, sorgfältigster Kritik der gesamten Überlieferung; die Aus-

VI

gabe selbst aber bringt keinen Varianten-Apparat zum Abdruck, sondern bietet nur das Ergebnis der kritischen Arbeit dar. Diese hat in erster Linie Herr Dr. Julius Petersen übernommen, der auch in allem übrigen den Herausgeber unterstützte; für die von ihm selbst kommentierten Teile ist der Herausgeber auch hinsichtlich des Textes allein verantwortlich.

In der Rechtschreibung richten wir uns nach den zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz getroffenen Vereinbarungen, ohne der Sprache besonders des jungen Schiller Gewalt anzutun.

Die Büste, deren Nachbildung den vorliegenden Band schmückt, hat Dannecker, des Dichters Freund, in dessen fünfunddreißigstem Lebensjahr entworfen und später im großen ausgeführt.

Stuttgart, im Februar 1904.

Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Einleitung	XI
Gedichte. Erster Teil	1
Anhang	219
Anmerkungen	285

Gedichte. Erster Teil

	Seite		Seite
Erstes Buch		Zweites Buch	
Das Mädchen aus der Fremde	3	Reiterlied	36
An die Freude	4	Nadowneffiers Totenlied	38
Dithyrambe	7	Der Pilgrim	39
Das Siegesfest	8	Der Jüngling am Bache	41
Die vier Weltalter	13	Punschlied. Im Norden zu fingen	42
Das Geheimniß	15	An die Freunde	44
Sehnsucht	17	Das Lied von der Glocke	45
Thella	18		
Hektors Abschied	19		
Des Mädchens Klage	20		
Die Erwartung	21		
Das Geheimniß der Reminiscenz	23		
Würde der Frauen	25		
An Emma	27		
Der Abend	28		
Die Blumen	28		
Amalia	29		
Die Kindesmörderin	30		
Punschlied	34		
Berglied	35		
		Der Ring des Polykrates	59
		Die Kraniche des Ibykus	62
		Die Bürgerschaft	68
		Kassandra	73
		Hero und Leander	77
		Der Taucher	85
		Ritter Toggenburg	91
		Der Handschuh	93
		Der Graf von Habsburg	96
		Der Gang nach dem Eisen-	
		hammer	99
		Der Alpenjäger	107
		Der Kampf mit dem Drachen	109

	Seite		Seite
Drittes Buch		29. An einen Weltverbesserer .	147
Die Sänger der Vorwelt . . .	119	30. Der beste Staat	147
Der Tanz	120	31. Der Schlffel	148
Das Glück	121	32. Der Aufpasser	148
Der Genius	124	33. Mein Glaube	148
Pompeji und Herfulanum . . .	126	34. Inneres und äußeres . . .	148
Shakespeares Schatten . . .	129	35. Freund und Feind	148
Die Geschlechter	131	36. Das Unwandelbare	148
Der Spaziergang	132	37. Kolumbus	148
Botivtafeln		38. Der gelehrte Arbeiter . .	149
1. (Widmung)	141	39. Das Naturgesetz	149
2. Die verschiedene Bestimmung	141	40. Korrektheit	149
3. Das Belebende	141	41. Sprache	149
4. Zweierlei Wirkungsarten .	141	42. An den Dichter	149
5. Unterschied der Stände . .	141	43. Der Meister	150
6. Das Werte und Würdige .	141	44. Der Gürtel	150
7. Die moralische Kraft . . .	142	45. Die zwei Tugendwege . .	150
8. Aufgabe	142	46. Licht und Farbe	150
9. Pflicht für jeden	142	47. Die schwere Verbindung .	150
10. An die Proselytenmacher .	142	48. Dilettant	150
11. Archimedes und der Schüler	142	49. Die Kunstschwtzer . . .	150
12. Jetzige Generation	143	50. Gelehrte Gesellschaften .	151
13. Die Übereinstimmung . . .	143	51. Die drei Alter der Natur .	151
14. Politische Lehre	143	52. Die Antike an den nordischen Wanderer	151
15. Majestas populi	143	53. Der Obelisk	151
16. An die Astronomen	143	54. Die Peterkirche	151
17. Meine Antipathie	144	55. Der Triumphbogen	151
18. Der Genius	144	56. Das Distichon	152
19. Der Nachahmer	144	57. Die achtzeilige Stanze . .	152
20. Genialität	144	58. Tonkunst	152
21. Die Forscher	145	59. Odysseus	152
22. Der Sämann	145	60. Theophanie	152
23. Schöne Individualität . . .	145	61. Die Gunft der Mufen . . .	152
24. Die Mnnigfaltigkeit . . .	145	62. Der Homeruskopf als Siegel	153
25. Menschliches Wissen	146	63. Astronomische Schriften .	153
26. An die Mystiker	146	64. Die Danaiden	153
27. Weisheit und Klugheit . .	146	65. An die Muse	153
28. Würden	147	66. Der Kaufmann	153
		Nänie	154

	Seite		Seite
Viertes Buch		Die Teilung der Erde . . .	202
Der Antritt des neuen Jahr-		Die Antiken zu Paris . . .	203
hundert's	155	Die deutsche Muse	204
Die Götter Griechenlands . .	156	Pegasus im Joch	204
Die Ideale	160	Das verschleierte Bild zu Saiz	207
Die Worte des Glaubens . .	163	Hoffnung	210
Die Worte des Wahns . . .	164	Licht und Wärme	211
Klage der Ceres	165	Breite und Tiefe	212
Das Eleusische Fest	169	Sprüche des Konfucius . . .	212
Die Künstler	176	Die Gunst des Augenblicks .	213
Das Ideal und das Leben . .	191	Poesie des Lebens	215
Resignation	196	Die Macht des Gefanges . .	216
An Goethe	199	Sängers Abschied	218

Anhang

An den Frühling	221	Das Kind in der Wiege . . .	258
Phantasie an Laura	222	Der philosophische Egoist . .	258
Laura am Klavier	224	Der spielende Knabe	259
Die Entzückung an Laura . .	225	Einem jungen Freunde . . .	259
Der Triumph der Liebe . . .	226	Die Führer des Lebens . . .	260
An Minna	232	Die idealische Freiheit . . .	261
Männerwürde	233	Zenith und Nadir	261
An einen Moralisten	236	Karthago	261
Der Flüchtling	237	Die Johanniter	262
Elysium	238	Deutsche Treue	262
Gruppe aus dem Tartarus . .	240	Das Geschenk	263
Die Schlacht	240	Macht des Weibes	263
Graf Eberhard der Greiner von		Der epische Hexameter . . .	264
Württemberg	243	Die schöne Brücke	264
Das Glück und die Weisheit .	245	Das Tor	264
Rousseau	246	Mitteilung	264
Die Größe der Welt	246	An *	264
Der Kampf	247	An **	265
Die unüberwindliche Flotte .	248	An ***	265
Einer jungen Freundin ins		Das eigne Ideal	265
Stammbuch	250	Wahl	265
Die berühmte Frau	251	Die Philosophien	265
Der Metaphysiker	256	Die Philosophen	266
Die Weltweisen	256	Kant und seine Ausleger . .	268

	Seite		Seite
Wissenschaft	268	Jeremiade	270
Die Sonntagskinder	268	Die Flüsse	271
Griechheit	269	Das Spiel des Lebens . . .	273
Die Homeriden	269	Die Begegnung	274
Der erhabene Stoff	269	Das Mädchen von Orleans .	275
Der Kunstgriff	270	Dem Erbprinzen von Weimar	276
Der moralische Dichter . . .	270	Parabeln und Rätsel	277

Ein alphabetisches Verzeichniß der Überschriften und der Anfänge aller in dieser Ausgabe enthaltenen Gedichte folgt am Schlusse des sechzehnten Bandes.

Einleitung

Schillers Gedichte erscheinen hier zum ersten Male in der leztwillig von ihm selbst bestimmten Anordnung. Wie diese entstand und warum sein Wille ein Jahrhundert lang unerfüllt geblieben ist, bedarf der Erklärung. Indem wir sie geben, finden wir zugleich Gelegenheit zu einem summarischen Überblick über das gesamte Schaffen des Dichters.

Den Plan, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, erwog Schiller schon 1789, als Dreißigjähriger. Fragen wir, was eine solche Sammlung damals hätte enthalten können, so finden wir außer dem „Lied an die Freude“, den „Göttern Griechenlands“ und den „Künstlern“ kaum eines derjenigen Gedichte, um deren willen wir den größten Dramatiker unserer Literatur auch zu den großen Lyrikern zählen.

Einen ersten Höhepunkt freilich hatte seine lyrische Produktion zu jener Zeit bereits erlebt: in Rivalität mit einem jungen Landsmann, Gotthold Ständlin, war er schon vor sieben Jahren mit einer „Anthologie auf das Jahr 1782“ hervorgetreten, für die er selbst die meisten Beiträge geliefert hatte, darunter die in überkühnen Phantasien schwelgenden Laura-Oden. Wenige Wochen aber vor der Veröffentlichung dieser „Anthologie“ hatte tosender Beifall das Mannheimer Theater bei der

ersten Aufführung der „Räuber“ erschütterte, und damit war die Hauptrichtung von Schillers Dichterberuf ein für allemal entschieden. „Fiesco“, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“ folgten einander, und die Lyrik war so gut wie vergessen. Die wenigen Gedichte aus der langen Werdezeit des letztgenannten Dramas wurden durch eigenste Erlebnisse hervorgerufen: der „Kampf“ und die „Resignation“ durch die jähe Leidenschaft für Charlotte v. Kalb, das „Lied an die Freude“ durch das Glück, das der Dichter nach Jahren sorgenvoller Unrast, fern von der schwäbischen Heimat, in einem Kreis begeisterter Verehrer fand; dazu kam, außer einigen Gelegenheitsgedichten im gewöhnlichen Sinne, nur noch „Die unüberwindliche Flotte“ als ein Nebenprodukt des „Carlos“. Aber auch nach dem Abschluß dieses Dramas (1787) gesellten sich in den nächsten zwei Jahren nur noch vier Gedichte hinzu: „Einer jungen Freundin“ — als die einzige poetische Frucht seiner jungen Liebe zu Charlotte v. Bengelfeld bemerkenswert —, sodann „Die berühmte Frau“, „Die Götter Griechenlands“ und zuletzt „Die Künstler“.

Mit diesem Gedichte nahm Schiller im Anfang des Jahres 1789 planmäßig auf lange Zeit Abschied von der lyrischen, ja tatsächlich von aller Poesie. In strenger Selbstkritik hatte er erkannt, daß er einer gründlichen Durchbildung seines Wissens und Denkens bedürfe, um als Dichter das leisten zu können, was er von sich forderte. Den oben erwähnten Plan einer Sammlung seiner Gedichte mußte er daher bei einem Überblick über die vorhandenen sofort wieder fallen lassen. Denn kaum eines derselben konnte ihn jetzt noch befriedigen, und nur seine finanziellen Bedrängnisse ließen ihn in den nächsten sechs Jahren, die er fast ausschließlich historischen und philosophischen

Studien und Arbeiten widmete, gelegentlich auf jenen Plan zurückgreifen. Jedesmal aber stellte er ihn wieder zurück: denn zu der unerläßlichen Bearbeitung der vorhandenen wie zur Ausführung einiger in der Idee angelegten Gedichte fehlte es ihm in all dieser Zeit an Gesundheit und Stimmung.

Da, nach mehreren Jahren einer kühlen Nachbarschaft, schlossen sich Goethe und Schiller in Freundschaft zusammen. Beide in Gefahr, durch wissenschaftliche Interessen ihrem höchsten Beruf entfremdet zu werden, innerlichst beide nach diesem zurückverlangend, begegneten sie einander und wanderten nun Hand in Hand wieder in das Reich der Poesie. Nach seiner Art richtete sich jeder darin aufs neue ein: Schiller, indem er das heimgebrachte Gold der Gedanken zu Gedichten ausmünzte. Der Höhepunkt seiner „Reflexionspoesie über Ethisches und Ästhetisches“, seiner sogenannten „Ideen- oder Gedankenlyrik“ fällt in den Anfang dieser zweiten dichterischen Periode (1795—1805), und viele der in diesen Kreis gehörigen Gedichte sind geradezu Ausgestaltungen von Gedanken, die er in den philosophischen Abhandlungen der Zwischenzeit niedergelegt hatte.

Anknüpfend an die letzten Erzeugnisse seiner ersten poetischen Periode, ganz unmittelbar insbesondere an die „Künstler“, fand er nach längerem Schwanken zwischen freigegliederten und strophischen gereimten Gedichten ein formales Vorbild in Goethes damals noch ungedruckt ruhenden „Römischen Elegien“ und „Venezianischen Epigrammen“. Das antike Versmaß der Distichen kam dadurch auch bei Schiller für längere Zeit fast zur Alleinherrschaft, und diese Form war es auch, in welche die verbündeten Dichter nun ihre „Xenien“ gossen, das

eherne Manifest ihres Schutz- und Trutzbündnisses gegen die gesamte zeitgenössische Literatur und Wissenschaft.

Unmittelbar nach diesem „tollen Wagemuth“ jedoch, durch das sie fast die ganze literarische Welt gegen sich in Harnisch gebracht hatten, erkannten beide Dichter die Notwendigkeit, sich durch neue, höchste Leistungen auf ihrer isolierten Höhe zu behaupten. Schiller nahm den älteren Plan des „Wallenstein“ wieder auf, Goethe schuf „Hermann und Dorothea“. Aber durch die eigne Arbeit wurde Schiller in historische Studien zurückgezogen, durch die des Freundes in die ästhetische Theorie; vor allem war es ein lebhafter Meinungsaustrausch über die Gesetze der epischen und der dramatischen Dichtkunst, der Schiller den entschiedenen Rückweg zur Bühne jetzt noch nicht finden ließ. Dagegen entspann sich aus solchen gemeinsamen Untersuchungen ein Wettstreit in kleinen epischen Dichtungen, in Balladen, und erst im Herbst 1797 wandte sich Schiller ernstlich wieder dem Drama zu. „Wallenstein“ kam zum Abschluß, „Maria Stuart“, „Die Jungfrau von Orleans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“ entstanden in kaum unterbrochener Reihe, zuletzt der mächtige Torso des „Demetrius“. Was daneben noch an Gedichten reifte, erweist sich außer einigen geselligen Liedern zumeist als Ausführung von Entwürfen, die dem zweiten Höhepunkt seiner lyrischen Produktion, den Jahren 1795—98, angehören.

Und wiederum, wie bei Schillers erstem Abschied von der lyrischen Poesie, lebte der Plan einer Sammlung seiner Gedichte auch 1798 auf. Im Herbst des nächsten Jahres sollte sie erscheinen. Wie reich war jetzt der Vorrat und wie reif im Verhältnis zu demjenigen, über den er vor einem Jahrzehnt verfügt hatte!

Immer höher aber waren auch die Forderungen des Dichters an sich selbst gestiegen. In die nur zögernd gerüstete Sammlung, deren Druck erst im August 1800 beendet war, nahm er endlich, um das Erscheinen durch Bearbeitung älterer Gedichte nicht noch länger aufzuhalten, nur sehr wenig aus der Zeit vor 1795 auf, und auch das Reife unterwarf er noch einer strengen Zensur. Manches, das ihm sehr wert war, in der damals vorliegenden Gestalt aber ihm noch nicht genügte, sollte in günstigen Tagen um- oder ausgestaltet werden und dann mit dem Neuen, das er von seiner Muse noch erhoffte, einen zweiten Gedichtband bilden.

Die günstigen Tage blieben aus, und alle Kraft des Leidenden gehörte in den nächsten Jahren der dramatischen Produktion. Reich war die Ernte — für uns, nicht für ihn. Die stolzen Bühnenerfolge seiner Dramen brachten ihm nur geringen Gewinn. Um ein schlichtes Haus erwerben zu können, im Anfang des Jahres 1802, sah er sich fast ganz auf Darlehen und Vorschüsse angewiesen. Sofort stellte Cotta die Summe zur Verfügung, die Schiller ihm nannte; in seiner Bescheidenheit aber hatte dieser die wahre Höhe seines Bedarfs verschwiegen und es vorgezogen, auch von dem Leipziger Verleger Crusius, bei dem auf Grund früherer Abmachung der erste Band seiner Gedichte erschienen war, einen Vorschuß auf die versprochene Fortsetzung zu nehmen.

So wurde der Wunsch, eine zweite Gedichtsammlung zu veranstalten, zu einer drängenden Verpflichtung.

Schiller erfüllte sie zur Ostermesse 1803, indem er sich kurz entschloß, eine Auswahl der bei der ersten Sammlung zurückgelegten Gedichte nunmehr mit den wenigen neuen in einen bunten Strauß zu binden. Zu einer eingreifenden Bearbeitung seiner Jugendliryk war

er auch jetzt nicht in der Lage, und so beschränkte er sich fast ganz auf das negative Mittel der Kürzung. Wahrhaft befriedigen konnte ihn das nicht, und von aufrichtigen Freunden wie von gehässigen Kritikern mußte er Bedauern und Tadel erwarten. Als der gewandte Redakteur aber, der er war, fand er ein Mittel, um solchen Äußerungen vorzubeugen, indem er diesen zweiten Gedichtband mit folgender „Vorerinnerung“ eröffnete:

„Vielleicht hätte bei Sammlung dieser Gedichte eine strengere Auswahl getroffen werden sollen. Die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmacks finden sich hier mit solchen zusammengestellt, die das Werk einer reiferen Einsicht sind. Aber bei einer Sammlung von Gedichten, welche sich größtenteils schon in den Händen des Publikums befinden, konnte der poetische Wert nicht allein in Betrachtung kommen. Sie sind schon ein verjährtes Eigentum des Lesers, der sich oft auch das Unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

„Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen, vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wußte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publikum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das Vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.“

Wie zweckmäßig und treffend diese in ihrem Stil die Mitwirkung Goethes verratenden Sätze waren — auf die Dauer konnten sie das Nebeneinander zweier Schillerischen Gedichtsammlungen nicht rechtfertigen, deren erste eine im ganzen wohlgeordnete Auswahl, deren zweite ein buntes Gemisch darstellte. Das Beste und Würdige aus beiden Sammlungen in einer dritten zu verbinden, war eine Pflicht des Dichters gegen sich selbst.

Ermutigt durch den schnellen Absatz des ersten Gedichtbandes, wünschte der Verleger außer einer zweiten Auflage eine „Prachtausgabe“ zu veranstalten. Auf diesen im Januar 1803 zuerst geäußerten Plan ging Schiller mit Freuden ein, änderte ihn aber bald dahin, daß die Prachtausgabe keine bloße Wiederholung des ersten Bandes, sondern eine Auswahl aus beiden Sammlungen in einer ganz neuen Anordnung enthalten sollte. Im Oktober 1803 begann er die Vorbereitung, die Arbeit am „Tell“ jedoch hielt ihn während des ganzen Winters davon ab; erst im Juni 1804 ordnete er die zur Ausnahme bestimmten Gedichte in vier Bücher, und am 21. November 1804 versprach er dem Verleger, das Manuskript in wenigen Tagen abzusenden. Eben jetzt aber begann eine neue Zeit der Leiden, und so war es dem Dichter willkommen, daß der Verleger aus technischen Gründen einen Aufschub wünschte. Die letzte Erwähnung des Planes findet sich in Schillers Brief an Cotta vom 25. Februar 1805. Er bat um einen Abguß seiner Büste von Dannecker, da Friedrich Tischbein eine für die Prachtausgabe bestimmte, nur flüchtige Zeichnung darnach berichtigen wollte: die Herstellung eines ausgeführten Bildes nach dem Leben war durch das Leiden des Dichters verhindert worden — und wenige Monate später zeichnete Jagemann die Züge des Toten.

Ihm durch Veranstaltung der Prachtausgabe ein Denkmal zu setzen, hätte gleich damals nahegelegen. In der That verlangte der oben genannte Leipziger Verleger schon im Juni 1805 nach dem erforderlichen handschriftlichen Material, das sich denn auch im Nachlaß des Dichters fand, so wie es heute im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar verwahrt liegt. Besondere Umstände aber ließen, wie geschäftliche Korrespondenzen im Archiv der Gotta'schen Buchhandlung zeigen, den Plan nicht zur Ausführung kommen. Durch anderweitige Mißerfolge verbittert, machte Crusius von seinem Rechte keinen Gebrauch als den, Gotta an einer von Schillers Witwe gewünschten Ausgabe der Gedichte zu hindern; das Ergebnis dreijähriger Verhandlungen war, daß Crusius' Privilegium nicht bestritten, ebensowenig aber den Erben Schillers oder Gotta das Recht abgesprochen werden konnte, eine neue Ausgabe der Gedichte „mit Verbesserungen und Zusätzen“ zu veranstalten.

Inzwischen waren Schillers Dramen in dem fünfbändigen „Theater“ (1805—7) bei Gotta erschienen, und nun wollte dieser die poetischen und prosaischen Werke in einer ersten vollständigen Ausgabe vereinigen. Körner, des Dichters treuer Freund, sollte sie besorgen, verzögerte aber die Vorbereitung, und so kamen die zwölf Bände der „Sämtlichen Werke“ erst in den Jahren 1812—15 heraus.

Um allen rechtlichen Schwierigkeiten vorzubeugen, gab Körner darin die Gedichte weder nach der Anordnung der Sammlungen von 1800 und 1803 noch nach derjenigen, die für die Prachtausgabe getroffen war, sondern in einer ganz neuen, eigenen. Angeregt wohl durch die Gedanken der oben mitgetheilten „Vorerinne-

rung“, suchte er ein Bild der Entwicklung Schillers zu geben, indem er nicht nur die Gedichte, sondern sämtliche Schriften in die drei „Perioden“ verteilte, die er in des Dichters Werdegang zu unterscheiden glaubte. Es war begreiflich, daß er des Freundes Leben unter dem Gesichtspunkt seines eignen Verhältnisses zu ihm auf faßte, und so ließ er die erste Periode mit dem Eintritt Schillers in den Körnerischen Kreis (1785) endigen, die dritte mit dem engeren Anschluß Schillers an Goethe (1794) beginnen.

Diese Gliederung hatte zur Folge, daß die Gedichte in drei Bände (1, 3 und 9) zerstreut wurden, und wenn auch spätere Ausgaben das — schon von Cotta ungern gesehene — Durcheinander der poetischen und prosaischen Schriften aller Gattungen beseitigten, so blieb doch die Verteilung der Gedichte auf Körners drei Perioden bestehen und bürgerte sich ein. Neuere Herausgeber erst empfanden die Unzulänglichkeiten der Körnerischen Anordnung, in welcher die Gedichte innerhalb der einzelnen Perioden bald auf Grund inhaltlicher oder formaler Verwandtschaft, bald ohne jede derartige oder zeitliche Beziehung verbunden waren; drängten sich doch z. B. zwischen „Das Ideal und das Leben“ und den „Spaziergang“ die Rätsel aus der „Turandot“! So war der Wunsch nach einer besseren Anordnung berechtigt.

Durch Herstellung einer streng chronologischen Folge wollten die einen das Werden des Dichters vor Augen führen — dies aber konnte nur erreicht werden, wenn man die einmal oder mehrfach durch Bearbeitung veränderten Gedichte ebenso oft an verschiedenen Stellen wiederholte, und außerdem muß jede Ordnung nach der Entstehungszeit auseinanderreißen, was inhaltlich eng

zusammengehört; andere vertraten das Recht der beiden vom Dichter selbst veröffentlichten Sammlungen — dies aber gab dem ungenießbaren Nebeneinander, das oben erklärt und charakterisiert wurde, unverdiente Dauer.

Da nun eine einheitliche Ordnung aller Gedichte Schillers von ihm selbst nicht mehr geschaffen worden ist, so sind meines Erachtens bei neuer Herausgabe nur zwei Möglichkeiten gegeben: entweder eine selbständige Neuordnung, die aber gemäß der in Schillers eignen Sammlungen bekundeten Tendenz keine chronologische sein dürfte, sondern nur eine von inhaltlichen und ästhetischen Gesichtspunkten bestimmte; oder zweitens das in vorliegender Ausgabe gewählte Verfahren: den von Schiller für die Prachtausgabe entworfenen Plan auszuführen und diesem Kern seiner Gedichte die übrigen anzuschließen.

Dieses Verfahren verdiente den Vorzug, weil es, statt einer subjektiven und daher den verschiedenartigsten Einwendungen ausgesetzten Neuordnung, so weit als möglich den eignen, letzten Willen des Dichters verwirklicht. Die Prachtausgabe, deren Ausführung Schillers Tod und die weiteren, oben erwähnten Umstände vereitelten, stellte zwar nur eine Auslese dar, aber keine für einen vorübergehenden Zweck zusammengeraffte, sondern eine solche, in die der Dichter selbst aufnahm, was er nach gründlicher Erwägung für das Reinste, Edelste, Schönste hielt. Und mehr noch: die nach seinem Urtheil eines Prachtgewandes würdigsten Kinder seiner Muse sind hier von ihm selbst zu einem harmonischen Reigen geordnet.

Schillers Einteilung der für die Prachtausgabe bestimmten Gedichte in vier Bücher beruht, wie schon ein flüchtiger Überblick über den Inhalt des vorliegenden

Bandes zeigt, auf einer klaren Scheidung der drei Hauptgattungen seiner Lyrik. Je ein Buch, das erste und zweite, gehört den Liedern und Balladen; zwei Bücher dagegen, das dritte und vierte, sind der Ideenlyrik gewidmet als derjenigen Gattung, in der Schillers dichterische Persönlichkeit ihren eigenartigsten Ausdruck fand.

Dem großen Zug dieser Gesamtgliederung entspricht eine außerordentliche Feinheit der Anordnung auch im einzelnen. Gustav Kettner hat sie zuerst erkannt und in seiner eingehenden Studie über die Anordnung der Schillerischen Gedichte (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte III, 128 ff.) gewürdigt. Die Anmerkungen des vorliegenden Bandes gehen hierauf gelegentlich näher ein, betonen aber auch einige kleine Mängel, die den großen Vorzügen gegenüberstehn. Denn daß die Prachtausgabe eine unbedingt vollkommene Auswahl und Anordnung darbiete, soll durchaus nicht behauptet werden. Jede Auslese und jede Gruppierung wird durch den Geschmack und das Urtheil des Wählenden und Ordnenenden bestimmt. Ohne Zweifel aber hat niemand einen höheren Anspruch darauf, seine Entscheidungen allgemein anerkannt zu sehen, als der Dichter selbst.

Ebenso galt es auch in Bezug auf alle die Gedichte, die Schiller der Prachtausgabe nicht einreihen wollte, die Intentionen des Dichters zu erkennen und innerhalb des Gesamtplanes der Säkular-Ausgabe so weit als möglich zu verwirklichen. Zwei Gruppen von Gedichten sind hier zu unterscheiden: erstlich solche, die Schiller aus den Sammlungen von 1800 und 1803 strich, als er aus ihnen die Auswahl für die Prachtausgabe traf; zweitens solche, die er auch von jenen Sammlungen ausgeschlossen hatte. Diese beiden, durch eigne Entscheidung

des Dichters verschieden bewerteten Gruppen waren auch hier verschieden zu behandeln. Ich lasse die eine dem „Ersten Teil“ der Gedichte, der die vier Bücher der geplanten Prachtausgabe enthält, als „Anhang“ folgen, während die andere als „Zweiter Teil (Nachlese)“ im zweiten Bande dieser Ausgabe erscheint. Die Übersetzungen aus der Aeneide aber bilden, von den eigenen Gedichten getrennt, den Schluß der in Band 9 und 10 vereinigten Übersetzungen des Dichters.

Es unterliegt keinem Zweifel: die Anordnung der Gedichte Schillers in den bisherigen Ausgaben hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Lyrik des gewaltigen Dramatikers, bei aller oft schwärmerischen Begeisterung für einzelne Gedichte, im ganzen unterschätzt wurde. Gar zu Ungleichartiges sollte neben- und durcheinander genossen werden, und gar zu Unfertiges störte in der Gleichstellung mit dem Höchsten, das je in deutschen Worten erklang. Möge die vorliegende Anordnung von Schillers Gedichten zu deren gerechter Würdigung beitragen! Was er selbst in den zweiten Rang verwies, das sollte nicht mit demselben Maß gemessen werden wie das Aus-erlesene. Diesen Willen haben seine Erben, haben wir zu achten. Und um so freudiger werden wir, nachdem uns die vier Bücher des ersten Teils ein ungetrübtes Bild des Dichters gegeben, auch im Anhang und in der Nachlese die edlen Züge wiederfinden.

Eduard von der Hellen.

Gedichte

Erster Teil

Erstes Buch

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

5 Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

10 Befeliegend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

15 Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

20 Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
 Doch nahte sich ein liebend Paar,
 Dem reichte sie der Gaben beste,
 Der Blumen allerschönste dar.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
 Tochter aus Elysium,
 Wir betreten feuertrunken,
 Himmlische, dein Heiligtum.
 5 Deine Zauber binden wieder,
 Was die Mode streng geteilt,
 Alle Menschen werden Brüder,
 Wo dein sanfter Flügel weilt.
 Seid umschlungen, Millionen!
 10 Diesen Kuß der ganzen Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
 Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
 Eines Freundes Freund zu sein,
 15 Wer ein holdes Weib errungen,
 Mißche seinen Jubel ein!
 Ja — wer auch nur eine Seele
 Sein nennt auf dem Erdenrund!
 Und wer's nie gekonnt, der stehle
 20 Weinend sich aus diesem Bund.
 Was den großen Ring bewohnet,
 Huldige der Sympathie!
 Zu den Sternen leitet sie,
 Wo der Unbekannte thronet.

25 Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenpur.
Küsse gab sie uns und Neben,
30 Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.
Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
35 Such' ihn überm Sternenzelt!
Über Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
40 In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
45 Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
50 Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
55 Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Duldet mutig, Millionen!
 Duldet für die bessere Welt!
 Droben überm Sternenzelt
 Wird ein großer Gott belohnen.

60

Göttern kann man nicht vergelten,
 Schön ist's, ihnen gleich zu sein.
 Gram und Armut soll sich melden,
 Mit den Frohen sich erfreuen.
 Groll und Rache sei vergessen,
 Unserm Todfeind sei verziehn,
 Keine Träne soll ihn pressen,
 Keine Reue nage ihn.

65

Unser Schuldbuch sei vernichtet!
 Ausgesöhnt die ganze Welt!
 Brüder — überm Sternenzelt
 Richtet Gott, wie wir gerichtet.

70

Frende sprudelt in Pokalen,
 In der Traube goldnem Blut
 Trinken Sanftmut Kannibalen,
 Die Verzweiflung Heldenmut.
 Brüder, fliegt von euren Sizen,
 Wenn der volle Römer kreist,
 Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
 Dieses Glas dem guten Geist!

75

80

Den der Sterne Wirbel loben,
 Den des Seraphs Hymne preist,
 Dieses Glas dem guten Geist
 Überm Sternenzelt dort oben!

85

Festen Mut in schweren Leiden,
 Hilfe, wo die Unschuld weint,
 Ewigkeit geschwornen Eiden,
 Wahrheit gegen Freund und Feind,

90 Männerstolz vor Königsthronen —
 Brüder, gält' es Gut und Blut:
 Dem Verdienste seine Kronen,
 Untergang der Lügenbrut!
 Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
 Schwört bei diesem goldnen Wein,
 95 Dem Gelübde treu zu sein,
 Schwört es bei dem Sternenrichter!

Dithyrambe.

Nimmer, daß glaubt mir, erscheinen die Götter,
 Nimmer allein.
 Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
 Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
 5 Phöbus der herrliche findet sich ein.
 Sie nahen, sie kommen, die Himmlischen alle,
 Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle.

Sagt, wie bewirt' ich, der Erdegeborne,
 Himmlischen Chor?
 10 Schenket mir euer unsterbliches Leben,
 Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
 Hebet zu eurem Olymp mich empor!
 Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale,
 O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schale!

- 15 Reich' ihm die Schale! Schenke dem Dichter,
 Hebe, nur ein!
 Netz' ihm die Augen mit himmlischem Taue,
 Daß er den Styx, den verhaszten, nicht schaue,
 Einer der Unsern sich dünke zu sein.
- 20 Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle,
 Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

Das Siegesfest.

- Priams Feste war gesunken,
 Troja lag in Schutt und Staub,
 Und die Griechen, siegestrunken,
 Reich beladen mit dem Raub,
 5 Saßen auf den hohen Schiffen
 Längs des Hellespontos Strand,
 Auf der frohen Fahrt begriffen
 Nach dem schönen Griechenland.
- Stimmet an die frohen Lieder!
 10 Denn dem väterlichen Herd
 Sind die Schiffe zugekehrt,
 Und zur Heimat geht es wieder.
- Und in langen Reihen, klagend,
 Saß der Trojerinnen Schar,
 15 Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
 Bleich, mit aufgelöstem Haar.
 In das wilde Fest der Freuden
 Mischten sie den Wehgesang,
 Weinend um das eigne Leiden
 20 In des Reiches Untergang.

Lebe wohl, geliebter Boden!
 Von der süßen Heimat fern
 Folgen wir dem fremden Herrn.
 Ach wie glücklich sind die Toten!

25 Und den hohen Göttern zündet
 Kalchas jetzt das Opfer an.
 Pallas, die die Städte gründet
 Und zertrümmert, ruft er an
 Und Neptun, der um die Länder
 30 Seinen Wogengürtel schlingt,
 Und den Zeus, den Schreckensender,
 Der die Aegis grausend schwingt.
 Ausgestritten, ausgerungen
 Ist der lange schwere Streit,
 35 Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
 Und die große Stadt bezwungen.

Atrous' Sohn, der Fürst der Scharen,
 Über sah der Völker Zahl,
 Die mit ihm gezogen waren
 40 Einst in des Skamanders Thal.
 Und des Kammers finstre Wolke
 Zog sich um des Königs Blick:
 Von dem hergeführten Volke
 Bracht' er wen'ge nur zurück.
 45 Drum erhebe frohe Lieder,
 Wer die Heimat wiederseht,
 Wem noch frisch das Leben blüht!
 Denn nicht alle kehren wieder.

Alle nicht, die wiederkehren,
 50 Mögen sich des Heimzugs freun,
 An den häuslichen Altären
 Kann der Mord bereitet sein.

Mancher fiel durch Freundestücke,
 Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
 55 Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
 Von Athenens Geist bejeelt.

Glücklich, wem der Gattin Treue
 Rein und keusch das Haus bewahrt!
 Denn das Weib ist falscher Art,
 60 Und die Arge liebt das Neue.

Und des frisch erkämpften Weibes
 Freut sich der Attid und strickt
 Um den Reiz des schönen Leibes
 Seine Arme hochbeglückt.
 65 Böses Werk muß untergehen,
 Rache folgt der Freveltat,
 Denn gerecht in Himmels Höhen
 Waltet des Kroniden Rat.

Böses muß mit Bösem enden;
 70 An dem frevelnden Geschlecht
 Rächet Zeus das Gastesrecht,
 Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
 Ruft Oileus' tapftrer Sohn,
 75 Die Regierenden zu rühmen
 Auf dem hohen Himmelsthron!
 Ohne Wahl verteilt die Gaben,
 Ohne Billigkeit das Glück,
 Denn Patroklos liegt begraben,
 80 Und Therxites kommt zurück!

Weil das Glück aus seiner Tomen
 Die Gescheide blind verstreut,
 Freue sich und jauchze heut',
 Wer das Lebenslos gewonnen!

85 Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
 Ewig werde dein gedacht,
 Bruder, bei der Griechen Feste,
 Der ein Turm war in der Schlacht.
 Da der Griechen Schiffe brannten,
 90 War in deinem Arm das Heil;
 Doch dem Schlanen, Vielgewandten
 Ward der schöne Preis zu theil.
 Friede deinen heil'gen Nesten!
 Nicht der Feind hat dich entrafft:
 95 Nax fiel durch Nax' Kraft.
 Ach der Zorn verderbt die Besten!

 Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
 Gießt Neoptolem des Weins:
 Unter allen ird'schen Rosen,
 100 Hoher Vater, preiß' ich deins.
 Von des Lebens Gütern allen
 Ist der Ruhm das höchste doch;
 Wenn der Leib in Staub zerfallen,
 Lebt der große Name noch.
 105 Tapftrer, deines Ruhmes Schimmer
 Wird unsterblich sein im Lied;
 Denn das ird'sche Leben flieht,
 Und die Toten dauern immer.

 Wenn des Liedes Stimmen schweigen
 110 Von dem überwundnen Mann,
 So will ich für Hektorn zeugen,
 Hub der Sohn des Tydens an;
 Der für seine Hausaltäre
 Kämpfend, ein Beschirmer, fiel —
 115 Krönt den Sieger größte Ehre,
 Ehret ihn das schöne Ziel.

Der für seine Hausaltäre
 Kämpfend sank, ein Schirm und Hort,
 Auch in Feindes Munde fort
 Lebte ihm seines Namens Ehre.

120

Nestor jetzt, der alte Becher,
 Der drei Menschenalter sah,
 Reichth den laubumkränzten Becher
 Der betränkten Hekuba:

125

Trink ihn aus, den Trank der Labe,
 Und vergiß den großen Schmerz!
 Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
 Balsam fürs zerrissne Herz.

130

Trink ihn aus, den Trank der Labe,
 Und vergiß den großen Schmerz!
 Balsam fürs zerrissne Herz,
 Wundervoll ist Bacchus' Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
 Zorn der Himmlischen ein Ziel,
 Kostete die Frucht der Ahren
 Und bezwang das Schmerzgefühl.
 Denn so lang' die Lebensquelle
 Schäumt an der Lippen Rand,
 Ist der Schmerz in Lethes Welle
 Tief versenkt und festgebannt!

135

140

Denn so lang' die Lebensquelle
 An der Lippen Rande schäumt,
 Ist der Jammer weggeträumt,
 Fortgespült in Lethes Welle.

145

Und von ihrem Gott ergriffen,
 Hub sich jetzt die Seherin,
 Blicke von den hohen Schiffen
 Nach dem Rauch der Heimat hin:

150 Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stet.
Um das Ross des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her:
155 Morgen können wir's nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
5 Denn ohne die Feier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht
10 Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter uraltestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben,
15 Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

20 Und wie der erfindende Sohn des Zeus
 Auf des Schildes einfachem Runde
 Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
 Gebildet mit göttlicher Kunde,
 So drückt er ein Bild des unendlichen All
 In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

25 Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
 Wo die Völker sich jugendlich freuten,
 Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
 Zu allen Geschlechtern und Zeiten;
 Vier Menschenalter hat er gesehn
 30 Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
 Da war es heute wie morgen,
 Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
 Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
 35 Sie liebten, und taten weiter nichts mehr,
 Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
 Mit Ungeheuern und Drachen,
 Und die Helden fingen, die Herrscher an,
 40 Und den Mächtigen suchten die Schwachen;
 Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
 Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
 Und der Kraft entblühte die Milde,
 45 Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
 Da erhoben sich Göttergebilde;
 Das Alter der göttlichen Phantasie,
 Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
 50 Es stürzten die herrlichen Säulen,
 Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
 Die Gebrechen der Erde zu heilen;
 Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
 Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
 55 Der die frohe Jugendwelt zierte,
 Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
 Und der eiserne Ritter turnierte;
 Doch war das Leben auch finster und wild,
 60 So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen kenschen Altar
 Bewahrten sich stille die Mäusen:
 Es lebte, was edel und sittlich war,
 In der Frauen züchtigem Busen;
 65 Die Flamme des Viedes entbrannte neu
 An der schönen Minne und Liebestren.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band
 Die Frauen, die Sänger umflechten,
 Sie wirken und weben Hand in Hand
 70 Den Gürtel des Schönen und Rechten.
 Gesang und Liebe in schönem Verein,
 Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
 Zu viele Lauscher waren wach,
 Den Blick nur durst' ich schüchtern fragen,
 Und wohl verstand ich, was er sprach.

5 Sei komm' ich her in deine Stille,
 Du schön belaubtes Buchenzelt,
 Verbirg in deiner grünen Hülle
 Die Liebenden dem Aug' der Welt!

 Von ferne mit verworrenem Saufen
 10 Arbeitet der geschäft'ge Tag,
 Und durch der Stimmen hohles Brausen
 Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
 So sauer ringt die kargen Lohse
 Der Mensch dem harten Himmel ab,
 15 Doch leicht erworben, aus dem Schoße
 Der Götter fällt das Glück herab.

 Daß ja die Menschen nie es hören,
 Wie treue Lieb' uns still beglückt!
 Sie können nur die Freude stören,
 20 Weil Freude nie sie selbst entzückt.
 Die Welt wird nie das Glück erlauben,
 Als Beute wird es nur gehascht,
 Entwenden mußst du's oder rauben,
 Oh' dich die Mißgunst überrascht.

25 Sei auf den Zehen kommt's geschlichen,
 Die Stille liebt es und die Nacht,
 Mit schnellen Füßen ist's entwichen,
 Wo des Verräters Auge wacht.
 O schlinge dich, du sanfte Quelle,
 30 Ein breiter Strom um uns herum,
 Und drohend mit empörter Welle
 Verteidige dies Heiligtum!

Schnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnst' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie süßlt' ich mich beglückt!
5 Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

10 Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düste Balsam zu,
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkeln Laub,
15 Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Lust auf jenen Höhen,
20 O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraußt.

25 Einen Rachen seh' ich schwanke,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.

30 Du mußt glauben, du mußt wagen,
 Denn die Götter leihn kein Pfand,
 Nur ein Wunder kann dich tragen
 In das schöne Wunderland.

Thessa.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
 Als mein flücht'ger Schatte dir entschwebt?
 Hab' ich nicht beschloffen und geendet,
 Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

5 Willst du nach den Nachtigallen fragen,
 Die mit seelenvoller Melodie
 Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
 Nur so lang' sie liebten, waren sie.

10 Ob ich den Verlorenen gefunden?
 Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
 Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
 Dort, wo keine Träne wird geweint.

15 Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
 Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
 Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
 Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

20 Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
 Als er aufwärts zu den Sternen sah;
 Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
 Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
 Jedem schönen gläubigen Gefühl;
 Wage du, zu irren und zu träumen:
 Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hector ewig von mir wenden,
 Wo Achill mit den unnahbarn Händen
 Dem Patroklos schrecklich Opfer bringt?
 Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
 5 Speere werfen und die Götter ehren,
 Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Tenres Weib, gebiete deinen Tränen!
 Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
 Diese Arme schützen Pergamus.
 10 Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
 Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
 Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
 Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
 15 Priams großer Heldenstamm verdirbt.
 Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheintet,
 Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
 Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken
 20 In des Lethe stillen Strom versenken,
 Aber meine Liebe nicht.

Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
 Gürt' mir das Schwert um, laß das Trauern!
 Hektors Liebe stirbt im Vethe nicht.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
 Das Mägdlein sitzt an Ufers Grün,
 Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
 Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
 5 Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
 Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
 Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
 Ich habe genossen das irdische Glück,
 10 Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Tränen vergeblicher Lauf,
 Die Klage, sie wecket die Toten nicht auf;
 Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
 Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
 15 Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

„Laß rinnen der Tränen vergeblichen Lauf,
 Es wecke die Klage den Toten nicht auf!
 Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
 Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
 20 Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.“

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
 Hat nicht der Kiegel geklirrt?

Nein, es war des Windes Wehen,
 Der durch diese Pappeln schwirrt.

5 O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
 Du sollst die Anmutstrahlende empfangen!
 Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
 Mit holder Nacht sie heimlich zu umfassen!
 Und all ihr Schmeichellüste, werdet wach
 10 Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
 Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
 Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
 Raschelnd mit eilemdem Lauf?

15 Nein, es scheuchte nur der Schrecken
 Aus dem Busch den Vogel auf.

O lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
 Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen!
 Breit' um uns her den purpurroten Flor,
 20 Umspinn uns mit geheimnißvollen Zweigen!
 Der Liebe Wonne flieht des Lauscher's Ohr,
 Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen;
 Nur Hesper, der verschwiegene, allein
 Darf, still herblickend, ihr Vertrauter sein.

25 Rief es von ferne nicht leise,
 Flüsternden Stimmen gleich?
 Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
 Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienfluß,
 30 Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
 Die Blume neigt sich bei des Westes Fuß,
 Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
 Die Traube winkt, die Pflirsche zum Genuß,
 Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
 35 Die Lust, getaucht in der Gewürze Flut,
 Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
 Rauscht's nicht den Laubgang daher?
 Nein, die Frucht ist dort gefallen,
 40 Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
 In süßem Tod, und seine Farben blassen,
 Rühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
 Die Kelche schon, die seine Gluten lassen,
 45 Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
 Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen;
 Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
 Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
 50 Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
 Nein, es ist der Säule Flimmern
 An der dunkeln Tauruswand.

O sehnend Herz, ergöze dich nicht mehr,
 Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
 55 Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
 Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
 O führe mir die Lebende daher,
 Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,

60 Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leiz, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genagt, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Das Geheimniß der Reminiscenz.

An Laura.

5 Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Glutverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

10 Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

15 Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
Suchen dort die Heimat meine Geister?
Oder finden sich getrennte Brüder,
Losgerissen von dem Band der Glieder,
Dort bei dir sich wieder?

20 Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschener Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen
Schon in Eins zerronnen?

Ja, wir waren's! — Junig mir verbunden
 Warst du in Aonen, die verschwunden,
 Meine Muse sah es auf der trüben
 Tafel der Vergangenheit geschrieben:

25

Einß mit deinem Lieben!

Und in innig festverbundnem Wesen,
 Also hab' ich's staunend dort gelesen,
 Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
 Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
 Frei die Welt gegeben.

30

Uns entgegen gossen Nektarquellen
 Ewig strömend ihre Wollustwellen;
 Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
 Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
 Schwang sich unser Flügel.

35

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
 Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
 Und in uns ein unersättlich Dringen,
 Daß verlorne Wesen einzuschlingen,
 Gottheit zu erschwingen.

40

Darum, Laura, dieses Blutverlangen,
 Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
 Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
 Sterbend zu versinken.

45

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,
 Meine Geister hin im Augenblicke,
 Stürmend über meines Lebens Brücke,
 Wenn ich dich erblicke.

50

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimat suchen meine Geister;
Losgerafft vom Kettenband der Glieder,
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiedererkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verriet der Wangen Purpurröte?
Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend aneinander?

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
 Himmlische Rosen ins irdische Leben,
 Flechten der Liebe beglückendes Band,
 Und in der Grazie züchtigem Schleier
 Nähren sie wachsam das ewige Feuer
 Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
 Schweift des Mannes wilde Kraft,
 Unstet treiben die Gedanken
 Auf dem Meer der Leidenschaft.
 Vierig greift er in die Ferne,
 Nimmer wird sein Herz gestillt,
 Raftlos durch entlegne Sterne
 Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.

20 In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
25 Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

30 Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Bereuen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

35 Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
40 Nicht in Tränen schmilzt er hin,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

45 Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Dualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

50 In der Männer Herrschgebiete
 Gilt der Stärke trotz'g Recht,
 Mit dem Schwert beweist der Scythe,
 Und der Perser wird zum Knecht.
 Es befehlen sich im Grimme
 Die Begierden wild und roh,
 55 Und der Eris rauhe Stimme
 Waltet, wo die Charis floh.

60 Aber mit sanft überredender Bitte
 Führen die Frauen den Zepher der Sitte,
 Löfchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
 Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
 Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
 Und vereinen, was ewig sich flieht.

An Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
 Liegt mir das vergangne Glück,
 Nur an einem schönen Sterne
 Weilt mit Liebe noch der Blick.
 5 Aber, wie des Sternes Pracht,
 Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
 Dir der Tod die Augen zu,
 Dich besäße doch mein Kummer,
 10 Meinem Herzen lebtest du.
 Aber ach! du lebst im Licht,
 Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
 Emma, kann's vergänglich sein?

- 15 Was dahin ist und vergangen,
 Emuta, kann's die Liebe sein?
 Ihrer Flamme Himmelsglut,
 Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

- Senke, strahlender Gott — die Fluren dürsten
 Nach erquickendem Tau, der Mensch verschmachtet,
 Matter ziehen die Kasse —
 Senke den Wagen hinab.
- 5 Siehe, wer aus des Meers kristallner Woge
 Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
 Rascher fliegen die Kasse,
 Lethys, die göttliche, winkt.
- 10 Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
 Springt der Führer, den Baum ergreift Cupido,
 Stille halten die Kasse,
 Trinken die kühlende Flut.
- 15 An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
 Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
 Liebe. Ruhet und liebet!
 Phöbus, der liebende, ruht.

Die Blumen.

Rinder der verjüngten Sonne,
 Blumen der geschmückten Flur,
 Euch erzog zu Lust und Wonne,
 Ja euch liebte die Natur.

5 Schön das Kleid mit Licht gesticket,
 Schön hat Flora euch geschmückt
 Mit der Farben Götterpracht.
 Golde Frühlingskinder, klaget!
 Seele hat sie euch versaget,
 10 Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
 Euch der Liebe selig Loß,
 Gaukelnde Sylphiden schwingen
 Buhlend sich auf eurem Schoß.
 15 Wölbte eures Kelches Krone
 Nicht die Tochter der Dione
 Schwellend zu der Liebe Pfühl?
 Zarte Frühlingskinder, weinet!
 Liebe hat sie euch verneinet,
 20 Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Mannis Blicken
 Mich der Mutter Spruch verbannt,
 Wenn euch meine Hände pflücken
 Ihr zum zarten Liebespfand,
 25 Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
 Stumme Boten süßer Schmerzen,
 Goß euch dies Berühren ein,
 Und der mächtigste der Götter
 Schließt in eure stillen Blätter
 30 Seine hohe Gottheit ein.

Amalia.

Schön wie Engel voll Walhallas Wonne,
 Schön vor allen Jünglingen war er,
 Himmlisch mild sein Blick wie Maiensonne,
 Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

5 Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!

Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen

Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
10 Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens, ach vergebens
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!

15 Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf,
Nun, so sei's denn! — Nun, in Gottes Namen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!

6 Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Tränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin.

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
10 Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
Die so oft das Mädchen lustüberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder-Phantasien!

15 Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blüh'n.

Schön geschmückt mit rosenroten Schleifen,
 Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
 In der blonden Locken loses Schweifen

20

Waren junge Rosen eingestreut.
 Wehe! — die Geopferte der Hölle
 Schmückt noch ißt das weißliche Gewand,
 Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
 Nahm ein schwarzes Totenband.

25

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
 Denen noch der Unschuld Lilien blühen,
 Denen zu dem weichen Busenwallen
 Heldenstärke die Natur verliehn!

30

Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
 Und Empfindung soll mein Richtschwert sein!
 Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
 Schließ Luizens Tugend ein.

35

Ach vielleicht umflattert eine andre,
 Mein vergessen, dieses Schlangenhertz,
 Überfließt, wenn ich zum Grabe wandre,
 An dem Putztisch in verliebten Scherz?
 Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
 Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
 Wenn, verspricht auf diesem Todesblocke,
 Hoch mein Blut vom Kumpfe springt.

40

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
 Folge dir Luizens Totenchor,
 Und des Glockenturmes dumpfes Heulen
 Schlage schrecklich mahnend an dein Ohr —
 Wenn von eines Mädchens weichem Munde
 Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
 Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
 In der Wollust Rosenbild!

45

Ha Verräter! Nicht Rußens Schmerzen?
 60 Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
 Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
 Nicht, was Löw' und Tiger schmelzen kann?
 Seine Segel fliegen stolz vom Lande!
 Meine Augen zittern dunkel nach.
 65 Um die Mädchen an der Seine Strande
 Winfelt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
 Lag es da in süßer goldner Ruh,
 In dem Reiz der jungen Morgenrose
 60 Lachte mir der holde Kleine zu,
 Tödlischlieblich sprach aus allen Zügen
 Sein geliebtes teures Bild mich an,
 Den beklommnen Mutterbusen wiegen
 Liebe und — Verzweiflungswahn.

65 Weib, wo ist mein Vater? lallte
 Seiner Unschuld stumme Donnersprach',
 Weib, wo ist dein Gatte? hallte
 Jeder Winkel meines Herzens nach —
 Weh, umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
 70 Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
 Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
 Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle!
 Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
 75 Durstet ewig an der Freudenquelle,
 Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
 Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
 Schmerzgefühle des vergangnen Glück's,
 Und des Todes bittre Pfeile dringen
 80 Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse,
 Hölle, wo mein Auge dich erblickt,
 Eumenidenruten deine Küsse,
 Die von feinen Lippen mich entzückt,
 Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
 Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
 Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
 Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
 Jage dir der grimme Schatten nach,
 Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
 Domme dich aus Wonneträumen wach,
 Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
 Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
 Es beegne dir im blut'gen Schmucke,
 Geißle dich vom Paradies zurück!

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füßen —
 Kalt hinstarrend, mit verworrenem Sinn
 Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
 Und mein Leben floß mit ihm dahin —
 Schrecklich pocht' schon des Gerichtes Bote,
 Schrecklicher mein Herz!
 Freudig eilt' ich, in dem kalten Tode
 Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
 Dir verzeiht die Sünderin.
 Meinen Groll will ich der Erde weihen,
 Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
 Glück! Glück! Seine Briefe lodern,
 Seine Eide frißt ein siegend Feu'r,
 Seine Küsse! wie sie hochauslodern! —
 Was auf Erden war mir einst so teu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
 Trauet, Schwestern, Männerchwüren nie!
 115 Schönheit war die Falle meiner Tugend,
 Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie! —
 Zähren? Zähren in des Bürgers Blicken?
 Schnell die Binde um mein Angesicht!
 120 Henker, kannst du keine Lilie knicken?
 Bleicher Henker, zittre nicht!

Bimschlied.

Vier Elemente,
 Innig gesellt,
 Bilden das Leben,
 Bauen die Welt.
 5 Preßt der Zitrone
 Saftigen Stern!
 Herb ist des Lebens
 Innerster Kern.
 10 Setzt mit des Zuckers
 Vinderndem Saft
 Zähmet die herbe
 Brennende Kraft!
 15 Gießet des Wassers
 Sprudelnden Schwall!
 Wasser umsänet
 Ruhig das All.
 20 Tropfen des Geistes
 Gießet hinein!
 Leben dem Leben
 Gibt er allein.

Oh' es verdüftet,
Schöpset es schnell!
Nur wenn er glühet,
Habet der Quell.

Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindligte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
5 Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
10 Es hätte sich's keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
15 Da tut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
20 Ihr Quell, der ist ewig verborgen,
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt:
Nacht, Abend und Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

25 Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
 Hoch über der Menschen Geschlechter,
 Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
 Die Wolken, die himmlischen Töchter;
 Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
 30 Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
 Auf unvergänglichem Throne,
 Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
 Mit diamantener Krone;
 35 Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
 Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Reiterlied.

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
 Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
 Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
 Da wird das Herz noch gewogen.
 5 Da tritt kein anderer für ihn ein,
 Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
 Man sieht nur Herren und Knechte,
 Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
 10 Bei dem seigen Menschengeschlechte.
 Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
 Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Angsten, er wirft sie weg,
 Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
 15 Er reitet dem Schicksal entgegen fest,
 Triff's heute nicht, trifft es doch morgen.

Und trifft es morgen, so laßet uns heut'
Noch schlürfen die Reige der köstlichen Zeit.

20 Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Loß,
Braucht's nicht mit Müß zu erstreben,
Der Fröner, der sucht in der Erde Schosß,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang' er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

25 Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste,
Es flimmern die Lampen im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
30 Im Sturm erringt er den Minneföld.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
35 Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gesechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
40 Frisch auf, eh' der Geist noch verdüstet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Nadowessiers Totenlied.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
 Aufrecht sitzt er da,
 Mit dem Anstand, den er hatte,
 Als er 's Licht noch sah.

5 Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
 Wo des Atems Hauch,
 Der noch jüngst zum großen Geiste
 Blies der Pfeife Rauch?

 Wo die Augen, falkenhelle,
 10 Die des Renntiers Spur
 Zählten auf des Grases Welle,
 Auf dem Tau der Flur?

 Diese Schenkel, die behender
 Flohen durch den Schnee
 15 Als der Hirsch, der Zwanzigender,
 Als des Berges Reh.

 Diese Arme, die den Bogen
 Spannten streng und straff!
 20 Seht, das Leben ist entflohen,
 Seht, sie hängen schlaff!

 Wohl ihm. Er ist hingegangen,
 Wo kein Schnee mehr ist,
 Wo mit Mais die Felder prangen,
 Der von selber spricht.

25 Wo mit Vögeln alle Sträucher,
 Wo der Wald mit Wild,
 Wo mit Fischen alle Teiche
 Lustig sind gefüllt.

30 Mit den Geistern speist er droben,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'!
35 Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
40 Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Daß vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
5 In der Seelen Land.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

5 All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kinderfinn.

10 Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
 Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
 Immer nach dem Ausgang fort.

 Bis zu einer goldnen Pforten
 Du gelangst, da gehst du ein,
15 Denn das Irdische wird dorten
 Himmlisch unvergänglich sein.

 Abend ward's und wurde Morgen,
 Nimmer, nimmer stand ich still,
20 Aber immer blieb's verborgen,
 Was ich suche, was ich will.

 Berge lagen mir im Wege,
 Ströme hemmten meinen Fuß,
 Über Schlünde baut' ich Stege,
 Brücken durch den wilden Fluß.

25 Und zu eines Stroms Gestaden
 Kam ich, der nach Morgen floß,
 Froh vertrauend seinem Faden,
 Werf' ich mich in seinen Schoß.

30 Hin zu einem großen Meere
 Trieb mich seiner Wellen Spiel,
 Vor mir liegt's in weiter Leere,
 Näher bin ich nicht dem Ziel.

 Ach kein Steg will dahin führen,
 Ach der Himmel über mir
35 Will die Erde nie berühren,
 Und das Dort ist niemals hier!

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz: —
5 Und so fliehen meine Tage
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühen.

10 Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blütenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
15 Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir heut?
Eine nur ist's, die ich suche,
20 Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

25 Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.

30

Horch, der Hain erschallt von Viedern,
 Und die Quelle rieselt klar!
 Raum ist in der kleinsten Hütte
 Für ein glücklich liebend Paar.

Bunschlied.

Im Norden zu singen.

5

Auf der Berge freien Höhen,
 In der Mittagsonne Schein,
 An des warmen Strahles Kräften
 Zeugt Natur den goldnen Wein.

10

Und noch niemand hat's erkundet,
 Wie die große Mutter schafft:
 Unergründlich ist das Wirken,
 Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
 Wie des Lichtes Feuerquell,
 Springt er perlend aus der Tonne,
 Purpurn und kristallenhell.

15

Und erfreuet alle Sinnen,
 Und in jede bange Brust
 Gießt er ein balsamisch Hoffen
 Und des Lebens neue Lust.

20

Aber matt auf unsre Zonen
 Fällt der Sonne schräges Licht,
 Nur die Blätter kann sie färben,
 Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und was lebt, will sich erfreun;
Darum schaffen wir erfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

25 Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

30 Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut:
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Flut.

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich,
35 Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
40 Und sie ahmt mit ird'schen Flammen
Nach den hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

45 Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuerfaß,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

An die Freunde.

Lieben Freunde, es gab schönre Zeiten
 Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
 Und ein edler Volk hat einst gelebt.
 Könnte die Geschichte davon schweigen,
 5 Tausend Steine würden redend zeugen,
 Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
 Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
 Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
 Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
 10 Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
 Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
 Wie der weitgereifte Wanderer spricht.
 Aber hat Natur uns viel entzogen,
 15 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
 Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
 Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
 Wird die Myrte unsers Winters Raub,
 Grünet doch, die Schläfe zu bekronen,
 20 Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerem Leben mag es rauschen,
 Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
 An der Themse, auf dem Markt der Welt.
 Tausend Schiffe landen an und gehen,
 25 Da ist jedes Köstliche zu sehen,
 Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
 Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
 Der von wilden Regengüssen schwillt,
 Auf des stillen Baches ebner Fläche
 30 Spiegelt sich das Sonnenbild.

35 Prächtiger als wir in unserm Norden
 Wohnt der Bettler an der Engelsporten,
 Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
 Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
 Und ein zweiter Himmel in den Himmel
 Steigt Sauff Peters wunderbarer Dom.
 Aber Rom in allem seinem Glanze
 Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
 40 Leben duftet nur die frische Pflanze,
 Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben
 Als bei uns in unserm kleinen Leben,
 Neues — hat die Sonne nie gesehn.
 45 Sehn wir doch das Große aller Zeiten
 Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
 Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
 Alles wiederholt sich nur im Leben,
 Ewig jung ist nur die Phantasie:
 Was sich nie und nirgends hat begeben,
 50 Das allein veraltet nie!

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

5 Fest gemauert in der Erden
 Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
 Heute muß die Glocke werden!
 Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
 Von der Stirne heiß
 Rinnen muß der Schweiß,
 Soll das Werk den Meister loben;
 Doch der Segen kommt von oben.

10 Zum Werke, das wir ernst bereiten,
 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
 Wenn gute Reden sie begleiten,
 Dann fließt die Arbeit munter fort.
 So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
 15 Was durch die schwache Kraft entspringt:
 Den schlechten Mann muß man verachten,
 Der nie bedacht, was er vollbringt.
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,
 Und dazu ward ihm der Verstand,
 20 Daß er im innern Herzen spüret,
 Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
 Doch recht trocken laßt es sein,
 Daß die eingepreßte Flamme
 25 Schlage zu dem Schwalch hinein!
 Kocht des Kupfers Brei,
 Schnell das Zinn herbei!
 Daß die zähe Glockenspeise
 Fließe nach der rechten Weise!

30 Was in des Damms tiefer Grube
 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,
 Hoch auf des Turmes Glockenstube,
 Da wird es von uns zeugen laut.
 Noch dauern wird's in späten Tagen
 Und rühren vieler Menschen Ohr
 35 Und wird mit dem Betrübten klagen
 Und stimmen zu der Andacht Chor.
 Was unten tief dem Erdensohne
 Das wechselnde Verhängnis bringt,
 Das schlägt an die metallne Krone,
 40 Die es erbaulich weiter klingt.

Weisse Blasen seh' ich springen,
 Wohl! die Massen sind im Fluß.
 Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
 Das befördert schnell den Guß.

45

Auch von Schaume rein
 Muß die Mischung sein,
 Daß vom reinlichen Metalle
 Rein und voll die Stimme schalle.

50

Denn mit der Freude Feierklänge
 Begrüßt sie das geliebte Kind
 Auf seines Lebens erstem Gange,
 Den es in Schlafes Arm beginnt;
 Ihm ruhen noch im Zeitenschöße
 Die schwarzen und die heitern Rose,
 Der Mutterliebe zarte Sorgen
 Bewachen seinen goldnen Morgen. —
 Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
 Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
 Er stürmt ins Leben wild hinaus,
 Durchmißt die Welt am Wanderstabe.
 Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus,
 Und herrlich, in der Jugend Prangen,
 Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
 Mit züchtigen, verschämten Wangen
 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
 Da faßt ein namenloses Sehnen
 Des Jünglings Herz, er irrt allein,
 Aus seinen Augen brechen Tränen,
 Er flieht der Brüder wilden Reihn.
 Errötend folgt er ihren Spuren
 Und ist von ihrem Gruß beglückt,
 Das Schönste sucht er auf den Fluren,
 Womit er seine Liebe schmückt.

60

65

70

75 O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
 Der ersten Liebe goldne Zeit!
 Das Auge sieht den Himmel offen,
 Es schwebt das Herz in Seligkeit —
 O daß sie ewig grünen bliebe,
 Die schöne Zeit der jungen Liebe!

80 Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
 Dieses Stäbchen tauch' ich ein:
 Sehn wir's überglast erscheinen,
 Wird's zum Gusse zeitig sein.
 Jetzt, Gesellen, frisch!
 85 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen.

90 Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Starkes sich und Mildes paarten,
 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. —
 Lieblich in der Bräute Locken
 95 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.
 Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch den Lebensmai,
 100 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei.
 Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,
 105 Die Frucht muß treiben.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
110 Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
115 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
120 Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
125 Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
130 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und süget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
135 Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pforten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,

140 Und des Kornes bewegte Wogen,
 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 Fest, wie der Erde Grund,
 Gegen des Unglücks Macht
 Steht mir des Hauses Pracht! —
 145 Doch mit des Geschicks Mächten
 Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
 Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,
 Schön gezack't ist der Bruch.
 Doch, bevor wir's lassen rinnen,
 150 Betet einen frommen Spruch.
 Stoßt den Zapfen aus!
 Gott bewahr' das Haus!
 Rauchend in des Hentels Wogen
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

155 Wohltätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er dieser Himmelskraft;
 Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 160 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
 Einhertritt an der eignen Spnr
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand
 165 Durch die vollbelebten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassen
 Das Gebild der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 170 Quillt der Segen,

Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm!
175 Das ist Sturm!
Rot wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Blut!
Welch Getümmel
180 Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
185 Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Rüste, Balken krachen,
Pfeilen stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
190 Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
195 Fliegt der Cimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
200 Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,

205 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß!
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Götterstärke,
 Müßig sieht er seine Werke
 210 Und bewundernd untergehen.

Geergebrannt
 Ist die Stätte,
 Wilder Stürme rauhes Bette;
 In den öden Fensterhöhlen
 215 Wohnt das Grauen,
 Und des Himmels Wolken schauen
 Hoch hinein.

Einen Blick
 Nach dem Grabe
 220 Seiner Habe
 Sendet noch der Mensch zurück —
 Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
 Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
 Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
 225 Er zählt die Häupter seiner Lieben,
 Und sieht! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's ausgenommen,
 Glücklich ist die Form gefüllt;
 Wird's auch schön zu Tage kommen,
 230 Daß es Fleiß und Kunst vergilt?

Wenn der Guß mißlang?

Wenn die Form zersprang?

Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
 Hat uns Unheil schon getroffen.

235 Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
 Vertrauen wir der Hände Tat,

Vertraut der Sämann seine Saat
 Und hofft, daß sie entkeimen werde
 Zum Segen, nach des Himmels Rat.
 Noch köstlicheren Samen bergen
 240 Wir trauernd in der Erde Schoß
 Und hoffen, daß er aus den Särgen
 Erblühen soll zu schönern Loß.

Von dem Dome,
 245 Schwer und bang,
 Tönt die Glocke
 Grabgesang.
 Ernst begleiten ihre Trauerschläge
 Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
 250 Ach! es ist die treue Mutter,
 Die der schwarze Fürst der Schatten
 Wegführt aus dem Arm des Gatten,
 Aus der zarten Kinder Schar,
 255 Die sie blühend ihm gebar,
 Die sie an der treuen Brust
 Wachsen sah mit Mutterlust —
 Ach! des Hauses zarte Bande
 Sind gelöst auf immerdar,
 260 Denn sie wohnt im Schattenlande,
 Die des Hauses Mutter war,
 Denn es fehlt ihr treues Walten,
 Ihre Sorge macht nicht mehr,
 An verwaister Stätte schalten
 265 Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
 Laßt die strenge Arbeit ruhn;

Wie im Laub der Vogel spielt,
 Mag sich jeder gütlich tun.
 270 Winkt der Sterne Licht,
 Ledig aller Pflicht
 Hört der Pirsch die Vesper schlagen,
 Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
 275 Fern im wilden Forst der Wanderer
 Nach der lieben Heimathütte.
 Blöckend ziehen heim die Schafe,
 Und der Kinder
 Breitgestirnte, glatte Scharen
 280 Kommen brüllend,
 Die gewohnten Ställe füllend.
 Schwer herein
 Schwankt der Wagen,
 Kornbeladen;
 285 Bunt von Farben
 Auf den Garben
 Liegt der Kranz,
 Und das junge Volk der Schnitter
 Fliegt zum Tanz.
 290 Markt und Straße werden stiller,
 Um des Lichts gesell'ge Flamme
 Sammeln sich die Hausbewohner,
 Und das Stadttor schließt sich knarrend.
 Schwarz bedeckt
 295 Sich die Erde,
 Doch den sichern Bürger schrecket
 Nicht die Nacht,
 Die den Bösen gräßlich wecket,
 Denn das Auge des Gesetzes wacht.

300

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
305 Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

310

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.

315

Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

320

Arbeit ist des Bürgers Stierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

325

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben,
Wo der Himmel,
330 Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,

Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

335 Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungenen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
340 Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
345 Das glühnde Erz sich selbst befreit!
Blindwütend, mit des Donners Krachen,
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
350 Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

355 Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
360 Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen,
 Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
 Die Straßen füllen sich, die Hallen,
 365 Und Würgerbanden ziehn umher;
 Da werden Weiber zu Hyänen
 Und treiben mit Entsetzen Scherz,
 Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
 Zerreißen sie des Feindes Herz.
 370 Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
 Sich alle Bande frommer Ehen,
 Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
 Und alle Laster walten frei.
 Gefährlich ist's, den Feu zu wecken,
 375 Verderblich ist des Tigers Zahn,
 Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
 Das ist der Mensch in seinem Wahn.
 Weh denen, die dem Ewigblinden
 Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
 380 Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
 Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
 Sehet! wie ein goldner Stern
 Aus der Hülse, blank und eben,
 385 Schält sich der metallne Kern.
 Von dem Helm zum Kranz
 Spielt's wie Sonnenglanz,
 Auch des Wappens nette Schilder
 Loben den erfahrenen Bilder.

390 Herein! herein!
 Gefellen alle, schließt den Reihen,
 Daß wir die Glocke tausend weihen!
 Concordia soll ihr Name sein.

395 Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelzelt
400 Die Nachbarin des Donners schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
405 Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit;
410 Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
415 Der mächtig tönend ihr enthallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jezzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
420 Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.

Ziehet, ziehet, hebt!

Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
425 Friede sei ihr erst Geläute.

Zweites Buch

Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies alles ist mir untertänig,“
5 „Begann er zu Aegyptens König,
„Gesteh, daß ich glücklich bin.“

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormalz deinesgleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Zepters Macht.
10 Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang' des Feindes Auge wacht.“

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
15 Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß, Herr, des Opfers Dülste steigen,
Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
Befränze dir dein festlich Haar.

„Getroffen sank dein Feind vom Speere,
20 Mich sendet mit der frohen Märe
Dein treuer Feldherr Polydor —“

Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
 Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
 Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

25

Der König tritt zurück mit Grauen:
 „Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
 Versetzt er mit besorgtem Blick.
 „Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
 Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
 30 Schwimmt deiner Flotte zweisehnd Glück.“

35

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
 Hat ihn der Jubel unterbrochen,
 Der von der Reede jauchzend schallt.
 Mit fremden Schätzen reich beladen,
 Kehrt zu den heimischen Gestaden
 Der Schiffe mastenreicher Wald.

40

Der königliche Gast erstaunet:
 „Dein Glück ist heute gut gelaunet,
 Doch fürchte keinen Unbestand.
 Der Kreter waffentund'ge Scharen
 Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
 Schon nahe sind sie diesem Strand.“

45

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
 Da sieht man's von den Schiffen wallen,
 Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
 Von Feindesnot sind wir befreiet,
 Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
 Vorbei, geendet ist der Krieg!“

50

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
 „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
 Doch,“ spricht er, „zitt'r' ich für dein Heil.“

Mir grauet vor der Götter Reide:
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu theil.

55 „Auch mir ist alles wohl geraten,
Bei allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld;
Doch hatt' ich einen teuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
60 Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
Noch keinen sah ich fröhlich enden,
65 Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
70 Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergeßen,
Das nimm und wirf's in dieses Meer.“

Und jener spricht, von Furcht bewegt:
75 „Von allem, was die Insel heget,
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob sie mein Glück mir dann verzeihen —“
Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
80 Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:

„Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“

85 Und als der Koch den Fisch zerteilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hocheerstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
90 Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O, ohne Grenzen ist dein Glück!“

 Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
Die Götter wollen dein Verderben —
95 Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

 Zum Kampf der Wagen und Gefänge,
Der auf Korinthus' Landeseenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
5 Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Vieder süßen Mund Apoll;
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

 Schon winkt auf hohem Bergesrücken
10 Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.

Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
15 Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
20 Mein Loß, es ist dem euren gleich:
Von fern her kommen wir gezogen
Und flehen um ein wirklich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!“

25 Und munter fördert er die Schritte
Und sieht sich in des Waldes Mitte —
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
30 Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
35 Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
40 Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.

45 „Von euch, ihr Kraniche dort oben,
 Wenn keine andre Stimme spricht,
 Sei meines Mordes Klag' erhoben!“
 Er ruft es, und sein Auge bricht.

50 Der nackte Leichnam wird gefunden,
 Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
 Erkennt der Gastfreund in Korinth
 Die Züge, die ihm teuer sind.
 „Und muß ich so dich wiederfinden,
 Und hoffte mit der Fichte Kranz
 55 Des Sängers Schläse zu umwinden,
 Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
 Versammelt bei Poseidons Feste,
 Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
 60 Verloren hat ihn jedes Herz;
 Und stürmend drängt sich zum Prytanen
 Das Volk, es fordert seine Wut,
 Zu rächen des Erschlagenen Mänen,
 Zu sühnen mit des Mörders Blut.

65 Doch wo die Spur, die aus der Menge,
 Der Völker flutendem Gedränge,
 Gelockt von der Spiele Pracht,
 Den schwarzen Täter kenntlich macht?
 Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
 70 Tat's neidisch ein verborgner Feind?
 Nur Helios vermag's zu sagen,
 Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
 Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
 75 Und während ihn die Rache sucht,
 Genießt er seines Frevels Frucht;

80 Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

85 Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da;
Dampfbrausend wie des Meeres Wogen,
90 Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

90 Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Cecrops' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
95 Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauer Melodie,

100 Der streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemessenem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

105 Ein schwarzer Mantel schlägt dieenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut;

110 Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

115 Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinngen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
120 Und duldet nicht der Feier Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
125 Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere Tat vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

130 „Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
135 Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

140 So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.

Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

145 Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
150 Des Schicksals dunkeln Anäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
155 „Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin
Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
160 Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus!“ — Der teure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
165 „Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“

Und lauter immer wird die Frage,
170 Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!“

Der fromme Dichter wird gerochen,
 Der Mörder bietet selbst sich dar!
 175 Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
 Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
 Mücht' er's im Busen gern bewahren;
 Umsonst! der schreckenbleiche Mund
 180 Macht schnell die Schuldbewußten kund.
 Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
 Die Szene wird zum Tribunal,
 Und es gestehn die Bösewichter,
 Betroffen von der Rache Strahl.

Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
 Damon, den Dolch im Gewande;
 Ihn schlugen die Häscher in Bande.
 „Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
 5 Entgegnet ihm finster der Wüterich.
 „Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
 „Das sollst du am Kreuze bereuen.“

„Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit
 Und bitte nicht um mein Leben;
 10 Doch willst du Gnade mir geben,
 Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
 Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
 Ich lasse den Freund dir als Bürgen —
 Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

15 Da lächelt der König mit arger List
 Und spricht nach kurzem Bedenken:

„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse: wenn sie verstrichen, die Frist,
20 Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erlassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebent,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
25 Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
30 Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Gilt heim mit sorgender Seele,
35 Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab —
40 Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
45 Und die Stimme, die rufende, schicket —
Da stößet kein Rachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,

Kein Schiffer lenket die Fähr,
 Und der wilde Strom wird zum Meere.

50 Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
 Die Hände zum Zeus erhoben:
 „O hemme des Stromes Toben!
 Es eilen die Stunden, im Mittag steht
 Die Sonne, und wenn sie niedergeht
 55 Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
 So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
 Und Welle auf Welle zerrinnet,
 Und Stunde an Stunde entrinnet.
 60 Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut
 Und wirft sich hinein in die brausende Flut
 Und teilt mit gewaltigen Armen
 Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
 65 Und danket dem rettenden Gotte;
 Da stürzt die raubende Rotte
 Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
 Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
 Und hemmet des Wanderers Eile
 70 Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er für Schrecken bleich,
 „Ich habe nichts als mein Leben,
 Das muß ich dem Könige geben!“
 Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
 75 „Um des Freundes willen erbarmet euch!“
 Und drei, mit gewaltigen Streichen,
 Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
 Und von der unendlichen Mühe
 80 Ermattet sinken die Kniee:
 „O hast du mich gnädig aus Räubershand,
 Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
 Und soll hier verschmachtet verderben,
 Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

85 Und horch! da sprudelt es silberhell
 Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
 Und stille hält er, zu lauschen;
 Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
 Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
 90 Und freudig bückt er sich nieder
 Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
 Und malt auf den glänzenden Matten
 Der Bäume gigantische Schatten;
 95 Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
 Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
 Da hört er die Worte sie sagen:
 „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
 100 Ihn jagen der Sorge Qualen;
 Da schimmern in Abendroths Strahlen
 Von ferne die Zinnen von Syrakus,
 Und entgegen kommt ihm Philostratus,
 Des Hauses redlicher Hüter,
 105 Der erkennet entsetzt den Gebieter:

„Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
 So rette das eigene Leben!
 Den Tod erleidet er eben.

110 Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

115 "Und ist es zu spät und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht —
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue."

120 Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöht,
Daß die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
125 „Mich, Henker!" ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen ergreiset das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen für Schmerzen und Freude.
130 Da sieht man kein Auge tränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermär';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
135 Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn —
So nehmet auch mich zum Genossen an.
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
140 In eurem Bunde der Dritte."

Haffandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Oh' die hohe Fefte fiel,
Zubelhymnen hört man fchallen
In der Saiten goldnes Spiel.
5 Alle Hände ruhen müde
Von dem tränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams fchöne Tochter freit.

Und gefhmückt mit Vorbeerreifern,
10 Feflich waltet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häufern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpf erbraufend durch die Gaffen
Wälzt fich die bacchant'fche Luft,
15 Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Bruf.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungefellig und allein,
Wandelte Haffandra ftille
20 In Apollos Vorbeerhain.
In des Waldes tieffte Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und fie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

25 „Alles ift der Freude offen,
Alle Herzen find beglüct,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwefter fteht gefhmückt.

30 Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahen.

35 „Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
40 Der sie jammervoll zerreißt.

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz,
Einsam in die Wüste tragen
45 Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

50 „Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfdest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem ausgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
55 Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahen.

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
60 Und das Wissen ist der Tod.

Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
 Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
 Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
 Sterbliches Gefäß zu sein.

65

„Meine Blindheit gib mir wieder
 Und den fröhlich dunkeln Sinn!
 Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
 Seit ich deine Stimme bin.

70

Zukunft hast du mir gegeben,
 Doch du nahmst den Augenblick,
 Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
 Nimm dein falsch Geschenk zurück.

75

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
 Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
 Seit ich deinem Dienst mich weihte
 An dem traurigen Altar.

80

Meine Jugend war nur Weinen,
 Und ich kannte nur den Schmerz,
 Jede herbe Not der Meinen
 Schlag an mein empfindend Herz.

85

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
 Alles um mich lebt und liebt
 In der Jugend Lustgefühlen,
 Mir nur ist das Herz getrübt.
 Mir erscheint der Lenz vergebens,
 Der die Erde festlich schmückt:
 Wer erfreute sich des Lebens,
 Der in seine Tiefen blickt!

90

„Selig preiß' ich Polyxenen
 In des Herzens trunknem Wahn,
 Denn den besten der Hellenen
 Hoffst sie bräutlich zu umfahn.

95 Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

100 „Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt,
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Blut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

105 „Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
110 Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle —
Nimmer kann ich fröhlich sein.

115 „Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
120 Fallend in dem fremden Land.“

Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Tot lag Thetis' großer Sohn!

125

Erß schüttelt ihre Schlangen,
 Alle Götter fliehn davon,
 Und des Donners Wolken hangen
 Schwer herab auf Ilion.

Hero und Leander.

5

10

Seht ihr dort die altergrauen
 Schlösser sich entgegenschauen,
 Leuchtend in der Sonne Gold,
 Wo der Hellespont die Wellen
 Brausend durch der Dardanellen
 Hohe Felsenpforte rollt?
 Hört ihr jene Brandung stürmen,
 Die sich an den Felsen bricht?
 Asien riß sie von Europaen,
 Doch die Liebe schreckt sie nicht.

15

20

Heros und Leanders Herzen
 Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
 Amors heil'ge Göttermacht.
 Hero, schön wie Hebe blühend,
 Er, durch die Gebirge ziehend
 Rüstig, im Geräusch der Jagd.
 Doch der Väter feindlich Zürnen
 Trennte das verbundene Paar,
 Und die süße Frucht der Liebe
 Ging am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos' Felsenturme,
 Den mit ew'gem Wogensturme
 Schäumend schlägt der Hellespont,
 Saß die Jungfrau, einsam grauend,

25 Nach Abydos' Küste schauend,
 Wo der Heißgeliebte wohnt.
 Ach, zu dem entfernten Strande
 Baut sich keiner Brücke Steg,
 Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
 30 Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
 Leitet sie mit sicherem Faden,
 Auch den Blöden macht sie klug,
 Beugt ins Joch die wilden Tiere,
 35 Spannt die feuersprühnden Stiere
 An den diamantnen Pflug.
 Selbst der Styx, der neunfach fließet,
 Schließt die Wagende nicht aus,
 Mächtig raubt sie das Geliebte
 40 Aus des Pluto finstern Haus.

Auch durch des Gewässers Gluten
 Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
 Stachelt sie Leanders Mut.
 Wenn des Tages heller Schimmer
 45 Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
 In des Pontus finstre Flut,
 Teilt mit starkem Arm die Woge,
 Strebend nach dem theuren Strand,
 Wo auf hohem Söller leuchtend
 50 Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
 Darf der Glückliche erwarmen
 Von der schwer bestandnen Fahrt
 Und den Götterlohn empfangen,
 55 Den in feligem Umfängen
 Ihm die Liebe aufgespart,

60 Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

65 Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstohlner Wonnen
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
70 Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

75 Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nord's beeisten Hallen
Den ergrimmtten Winter nahn;
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das längre Glück der Nächte
80 Dankten sie betört dem Zeus.

85 Und es gleichte schon die Wage
An dem Himmel Nacht' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenstosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,

90 Keines Windes leises Weben
Regte das kristallne Reich.

 Luftige Delfhinenscharen
Scherzten in dem silberklaren
Keinen Element umher,
Und in schwärzlicht grauen Zügen
95 Aus dem Meergrund aufgestiegen
Kam der Tethys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstoßnen Liebesbund,
Aber ihnen schloß auf ewig
100 Hekate den stummen Mund.

 Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott! du solltest trügen!
105 Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
110 Und dich rührt der Liebe Schmerz.

 „In den öden Felsenmauern
Müßt' ich freudlos einsam trauern
Und verblühn in ew'gem Harm,
Doch du trägst auf deinem Rücken,
115 Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauensvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
120 Dich bezwingt der Heldenmut.

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
 Nührte Gros' mächt'ger Wogen,
 Als des goldnen Widders Flug
 Helle, mit dem Bruder fliehend,
 125 Schön in Jugendfülle blühend,
 Über deine Tiefe trug.
 Schnell von ihrem Reiz besieget
 Griffst du aus dem finstern Schlund,
 130 Bogst sie von des Widders Rücken
 Nieder in den Meeresgrund.

„Eine Göttin mit dem Gotte,
 In der tiefen Wassergrotte
 Lebt sie jetzt unsterblich fort,
 Hilfreich der verfolgten Liebe
 135 Zähmt sie deine wilden Triebe,
 Führt den Schiffer in den Port.
 Schöne Helle! Holde Göttin!
 Selige, dich fleh' ich an:
 Bring' auch heute den Geliebten
 140 Mir auf der gewohnten Bahn!“

Und schon dunkelten die Fluten,
 Und sie ließ der Fackel Gluten
 Von dem hohen Söller wehn,
 Leitend in den öden Reichen
 145 Sollte das vertraute Zeichen
 Der geliebte Wandrer sehn.
 Und es saust und dröhnt von ferne,
 Finster kräuselt sich das Meer,
 Und es löscht das Licht der Sterne,
 150 Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
 Legt sich Nacht, und Wetterbäche

Stürzen aus der Wolken Schoß,
 Blitze zucken in den Rüsten,
 155 Und aus ihren Felsengrüften
 Werden alle Stürme los,
 Wühlen ungeheure Schlände
 In den weiten Wasserchlund,
 Gähnend wie ein Höllenrachen
 160 Öffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir!“ ruft die Arme
 Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
 Ach! Was wagt' ich zu erslehn!
 Wenn die Götter mich erhören,
 165 Wenn er sich den falschen Meeren
 Preisgab in des Sturmes Wehn!
 Alle meergewohnten Vögel
 Ziehen heim in eil'ger Flucht,
 Alle sturmerprobten Schiffe
 170 Bergen sich in sicherer Bucht.

„Ach gewiß, der Unverzagte
 Unternahm das oft Gewagte,
 Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
 Er gelobte mir's beim Scheiden
 175 Mit der Liebe heil'gen Eiden,
 Ihn entbindet nur der Tod.
 Ach! in diesem Augenblicke
 Ringt er mit des Sturmes Wut,
 Und hinab in ihre Schlände
 180 Reißt ihn die empörte Flut!

„Falscher Pontus, deine Stille
 War nur des Verrates Hülle,
 Einem Spiegel warst du gleich;
 Tückisch ruhten deine Wogen,

185 Bis du ihn heraus betrogen
 In dein falsches Lügenreich.
 Jetzt in deines Stromes Mitte,
 Da die Rückkehr sich verschloß,
 Läßest du auf den Verrathnen
 190 Alle deine Schrecken los!“

 Und es wächst des Sturmes Toben,
 Hoch zu Bergen aufgehoben
 Schwillt das Meer, die Brandung bricht
 Schäumend sich am Fuß der Klippen,
 195 Selbst das Schiff mit Eichenrippen
 Nahte unzererschmettert nicht.
 Und im Wind erlischt die Fackel,
 Die des Pfades Leuchte war,
 Schrecken bietet das Gewässer,
 200 Schrecken auch die Landung dar.

 Und sie fleht zur Aphrodite,
 Daß sie dem Orkan gebiete,
 Sänftige der Wellen Zorn,
 Und gelobt den strengen Winden
 205 Reiche Opfer anzuzünden,
 Einen Stier mit goldnem Horn.
 Alle Göttinnen der Tiefe,
 Alle Götter in der Höh'
 Fleht sie, lindernd Öl zu gießen
 210 In die sturmbewegte See.

 „Höre meinen Ruf erschallen,
 Steig aus deinen grünen Hallen,
 Selige Leukothea!
 Die der Schiffer in dem öden
 215 Wellenreich, in Sturmesnöten,
 Rettend oft erscheinen sah.

Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
 Der, geheimnißvoll gewebt,
 Die ihn tragen, unverleßlich
 220 Aus dem Grab der Fluten hebt."

Und die wilden Winde schweigen,
 Hell an Himmels Rande steigen
 Cos' Pferde in die Höh'.
 225 Friedlich in dem alten Bette
 Fließt das Meer in Spiegelsglätte,
 Heiter lächeln Luft und See.
 Sanfter brechen sich die Wellen
 An des Ufers Felsenwand,
 Und sie schwimmen, ruhig spielend,
 230 Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
 Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
 Schnellen Blicks erkennt sie ihn,
 Keine Klage läßt sie schallen,
 235 Keine Träne sieht man fallen,
 Kalt, verzweifeln starrt sie hin.
 Trostlos in die öde Tiefe
 Blickt sie, in des Äthers Licht,
 Und ein edles Feuer rötet
 240 Das erbleichte Angesicht.

"Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
 Strenge treibt ihr eure Rechte,
 Furchtbar, unerbittlich ein.
 245 Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
 Doch das Glück hab' ich genossen,
 Und das schönste Los war mein.
 Lebend hab' ich deinem Tempel
 Mich geweiht als Priesterin,

250 Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Turmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Blütenreichen
255 Wälzt der Gott die heil'gen Reichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
260 Seinen Strom, der ewig fließt.

Der Taucher.

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
5 Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
10 Den Becher in der Charybde Geheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Vernehmen's und schweigen still,
15 Sehen hinab in das wilde Meer,

Und keiner den Becher gewinnen will.
 Und der König zum drittenmal wieder fraget:
 „Ist keiner, der sich hinunter waget?“

20 Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
 Und ein Edelknecht, sanft und feß,
 Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
 Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
 Und alle die Männer umher und Frauen
 Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

25 Und wie er tritt an des Felsen Hang
 Und blickt in den Schlund hinab,
 Die Wasser, die sie hinunterschlang,
 Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
 Und wie mit des fernen Donners Getöse
 30 Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
 Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
 Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
 Und Blut auf Blut sich ohn' Ende drängt,
 35 Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
 Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
 Und schwarz aus dem weißen Schaum
 Rastt hinunter ein gährender Spalt,
 40 Grundlos, als ging's in den Hölle Raum,
 Und reißend sieht man die brandenden Wogen
 Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
 Der Jüngling sich Gott befiehlt,
 45 Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,

Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

50 Und stille wird's über dem Wasserchlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und hebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harret noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

55 Und wärst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
60 Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab. —
65 Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es waltet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
70 Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,
75 Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,

Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
 Und er ist's, und hoch in seiner Linken
 Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und atmete lang' und atmete tief
 80 Und begrüßte das himmlische Licht.
 Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
 „Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
 Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
 Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

85 Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schar,
 Zu des Königs Füßen er sinkt,
 Den Becher reicht er ihm knieend dar,
 Und der König der lieblichen Tochter winkt,
 Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
 90 Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang' lebe der König! Es freue sich,
 Wer da atmet im rosigten Licht!
 Da unten aber ist's fürchterlich,
 Und der Mensch versuche die Götter nicht
 95 Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
 Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

„Es riß mich hinunter blitzeschnell —
 Da stürzt' mir aus selbigem Schacht
 Wildflutend entgegen ein reißender Quell:
 100 Mich packte des Doppelfstroms wütende Macht,
 Und wie einen Kreisel mit schwindelndem Drehen
 Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
 In der höchsten schrecklichen Not,
 105 Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,

Das ergaßt' ich behend und entrann dem Tod —
 Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
 Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

„Denn unter mir lag's noch, bergetief,
 110 In purpurner Finsterniß da,
 Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
 Das Auge mit Schaudern hinuntersah,
 Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
 Sich regt' in dem furchtbaren Höllenrachen.

„Schwarz winnelten da, in grauem Gemisch,
 Zu scheußlichen Klumpen geballt,
 Der stacheligte Rocher, der Klippenfisch,
 Des Hammers greuliche Ungehalt,
 Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
 120 Der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne.

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
 Von der menschlichen Hilfe so weit,
 Unter Larven die einzige fühlende Brust,
 Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
 125 Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
 Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

„Und schauernd dacht' ich's, da kroch's heran,
 Regte hundert Gelenke zugleich,
 Will schnappen nach mir — in des Schreckens Wahn
 130 Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
 Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
 Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.“

Der König darob sich verwundert schier
 Und spricht: „Der Becher ist dein,
 135 Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,

Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
 Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
 Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde."

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
 140 Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
 „Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
 Er hat Euch bestanden, was keiner besteht,
 Und könnt Ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
 So mögen die Ritter den Knappen beschämen."

145 Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
 In den Strudel ihn schlendert hinein:
 „Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
 So sollst du der trefflichste Ritter mir sein
 Und sollst sie als Ehgemahl heut' noch umarmen,
 150 Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen."

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgevalt,
 Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
 Und er siehet erröten die schöne Gestalt
 Und sieht sie erbleichen und sinken hin —
 155 Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
 Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
 Sie verkündigt der donnernde Schall —
 Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick:
 160 Es kommen, es kommen die Wasser all,
 Sie rauschen heraus, sie rauschen nieder,
 Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

„Ritter, treue Schwesterliebe
 Widmet Euch dies Herz,
 Fordert keine andre Liebe,
 Denn es macht mir Schmerz.
 5 Ruhig mag ich Euch erscheinen,
 Ruhig gehen sehn;
 Eurer Augen stilles Weinen
 Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harme,
 10 Reißt sich blutend los,
 Preßt sie heftig in die Arme,
 Schwingt sich auf sein Roß,
 Schickt zu seinen Mannen allen
 In dem Lande Schweiz;
 15 Nach dem heil'gen Grab sie wallen,
 Auf der Brust das Kreuz.

Große Taten dort geschehen
 Durch der Helden Arm,
 Ihres Helmes Büsche wehen
 20 In der Feinde Schwarm,
 Und des Toggenburgers Name
 Schreckt den Muselmann;
 Doch das Herz von seinem Grame
 Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
 25 Trägt's nicht länger mehr,
 Ruhe kann er nicht erjagen
 Und verläßt das Heer,

30 Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
 Das die Segel bläht,
 Schiffet heim zum teuren Lande,
 Wo ihr Atem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
 Klopft der Pilger an,
 35 Ach! und mit dem Donnerworte
 Wird sie aufgetan:
 „Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
 Ist des Himmels Braut,
 Gestern war des Tages Feier,
 40 Der sie Gott getraut.“

Da verlässet er auf immer
 Seiner Väter Schloß,
 Seine Waffen sieht er nimmer
 Noch sein treues Roß,
 45 Von der Toggenburg hernieder
 Steigt er unbekannt,
 Denn es deckt die edeln Glieder
 Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
 Jener Gegend nah,
 50 Wo das Kloster aus der Mitte
 Düst'rer Linden sah;
 Harrend von des Morgens Lichte
 Bis zu Abends Schein,
 55 Stille Hoffnung im Gesichte,
 Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben,
 Blicke stundenlang
 Nach dem Fenster seiner Lieben,
 60 Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

65 Und dann legt' er froh sich nieder.
Schließ getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.
Und so saß er viele Tage,
70 Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das teure Bild
75 Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.
Und so saß er, eine Reihe,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
80 Stille Antlitz sah.

Der Handschuh.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
5 Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Krauz.

10 Und wie er winkt mit dem Finger,
 Austut sich der weite Zwinger,
 Und hinein mit bedächtigem Schritt
 Ein Löwe tritt
 Und sieht sich stumm
 Rings um,
 Mit langem Gähnen,
 Und schüttelt die Mähnen
 15 Und streckt die Glieder
 Und legt sich nieder.

20 Und der König winkt wieder,
 Da öffnet sich behend
 Ein zweites Thor,
 Daraus rennt
 Mit wildem Sprunge
 Ein Tiger hervor.
 Wie der den Löwen erschaut,
 Brüllt er laut,
 25 Schlägt mit dem Schweif
 Einen furchtbaren Reif
 Und reckt die Zunge,
 Und im Kreise sehen
 Umgeht er den Reu
 30 Grimmig schnurrend,
 Drauf streckt er sich murrend
 Zur Seite nieder.

35 Und der König winkt wieder,
 Da speit das doppelte geöffnete Haus
 Zwei Leoparden auf einmal aus,
 Die stürzen mit mutiger Kampfbegier
 Auf das Tigertier;
 Das packt sie mit seinen grimmigen Tazen,
 Und der Reu mit Gebrüll

40 Richtet sich auf — da wird's still,
 Und herum im Kreis,
 Von Mordsucht heiß,
 Lagern sich die greulichen Ragen.

 Da fällt von des Altars Rand
45 Ein Handschuh von schöner Hand
 Zwischen den Tiger und den Leum
 Mitten hinein.

 Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
 Wendet sich Fräulein Kunigund:
50 „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
 Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund,
 Ei so hebt mir den Handschuh auf.“

 Und der Ritter in schnellem Lauf
 Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
55 Mit festem Schritte,
 Und aus der Ungeheuer Mitte
 Nimmt er den Handschuh mit festem Finger.

 Und mit Erstaunen und mit Grauen
 Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
60 Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
 Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
 Aber mit zärtlichem Liebesblick —
 Er verheißt ihm sein nahes Glück —
 Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
65 Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht:
 „Den Dank, Dame, begehrt' ich nicht!“
 Und verläßt sie zur selben Stunde.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
 Im alterthümlichen Saale,
 Saß König Rudolfs heilige Macht
 Beim festlichen Krönungsmahle.
 5 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
 Und alle die Wähler, die sieben,
 Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 10 Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
 Das Volk in freud'gem Gedränge,
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge.
 15 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
 War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 20 Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 25 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
 Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
 30 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
 Trat der Sänger im langen Talare,
 Ihm glänzte die Locke silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.

35 „Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold,
 Der Sänger singt von der Minne Gold,

Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
 Doch sage, was ist des Kaisers wert

40 An seinem herrlichsten Feste?“

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger,“ spricht

Der Herrscher mit lächelndem Munde,

„Er steht in des größeren Herren Pflicht,

Er gehorcht der gebietenden Stunde.

45 Wie in den Lüften der Sturmwind faust,

Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,

Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,

So des Sängers Lied aus dem Innern schallt

Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,

50 Die im Herzen wunderbar schließen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt

Und beginnt sie mächtig zu schlagen:

„Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,

Den flüchtigen Gemshock zu jagen.

55 Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschloß,

Und als er auf seinem stattlichen Roß

In eine Au kommt geritten,

Ein Glöcklein hört er erklingen fern,

Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,

60 Voran kam der Mesner geschritten.

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,

Das Haupt mit Demut entblößet,

Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
 Was alle Menschen erlöset.
 65 Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
 Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
 Das hemmte der Wanderer Tritte;
 Und beiseit legt jener das Sakrament,
 Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 70 Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
 Der ihn verwundert betrachtet.
 Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
 Der nach der Himmelskost schmachtet.
 75 Und da ich mich nahe des Baches Steg,
 Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
 Im Strudel der Wellen gerissen.
 Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
 So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
 80 Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
 Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
 Und die heilige Pflicht nicht versäume.
 85 Und er selber auf seines Knappen Tier
 Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
 Der andre die Reise vollführet;
 Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
 Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
 90 Bescheiden am Zügel geführt.

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demutssinn
 Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
 Das Roß ich beschritte fürderhin,
 Das meinen Schöpfer getragen!

95 Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
 So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst;
 Denn ich hab' es dem ja gegeben,
 Von dem ich Ehre und irdisches Gut
 Zu Lehen trage und Leib und Blut
 100 Und Seele und Atem und Leben.

„So mög' Euch Gott, der allmächtige Hort,
 Der das Flehen der Schwachen erhöret,
 Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
 So wie Ihr jetzt ihn geehret.
 105 Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
 Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
 Euch blühen sechs liebliche Töchter.
 So mögen sie, rief er begeistert aus,
 Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus
 110 Und glänzen die spät'sten Geschlechter!“

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
 Als dächt' er vergangener Zeiten —
 Jetzt, da er dem Säng'er ins Auge sah,
 Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
 115 Die Züge des Priesters erkennt er schnell
 Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
 In des Mantels purpurnen Falten.
 Und alles blickte den Kaiser an
 Und erkannte den Grafen, der das getan,
 120 Und verehrte das göttliche Walten.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ein frommer Knecht war Fridolin
 Und in der Furcht des Herrn
 Ergeben der Gebieterin,
 Der Gräfin von Savern.

5 Sie war so sanft, sie war so gut,
 Doch auch der Launen Übermut
 Hätt' er geeifert zu erfüllen
 Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
 10 Bis spät die Vesper schlug,
 Lebte' er nur ihrem Dienst allein,
 Tat nimmer sich genug.
 Und sprach die Dame: „Mach' dir's leicht!“
 Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
 15 Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
 Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
 Die Gräfin ihn erhob,
 Aus ihrem schönen Munde floß
 20 Sein uner schöpftes Lob.
 Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
 Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
 Ihr klares Auge mit Vergnügen
 Ging an den wohlgestalteten Zügen.

25 Darob entbrennt in Roberts Brust,
 Des Jägers, gift'ger Groll,
 Dem längst von böser Schadenlust
 Die schwarze Seele schwoll.
 Und trat zum Grafen, rasch zur Tat
 30 Und offen des Verführers Rat,
 Als einst vom Jagen heim sie kamen,
 Streut' ihm ins Herz des Argwohn's Samen.

„Wie seid Ihr glücklich, edler Graf,“
 Hub er voll Arglist an,
 35 „Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
 Des Zweifels gift'ger Zahn.“

Denn Ihr besitzt ein edles Weib,
 Es gürtet Scham den keuschen Leib;
 Die fromme Treue zu verüßen
 Wird nimmer dem Versucher glücken."

Da rollt der Graf die finstern Brau'n:
 „Was redst du mir, Gesell?
 Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
 Beweglich wie die Well'?
 Leicht locket sie des Schmeichlers Mund —
 Mein Glaube steht auf festerm Grund:
 Vom Weib des Grafen von Saverne
 Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne."

Der andre spricht: „So denkt Ihr recht.
 Nur Euren Spott verdient
 Der Tor, der, ein geborner Knecht,
 Ein solches sich erkühnt
 Und zu der Frau, die ihm gebent,
 Erhebt der Wünsche Lüfterheit" —
 „Was?" fällt ihm jener ein und bebet,
 „Redst du von einem, der da lebet?"

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
 Das bärg' sich meinem Herrn!
 Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhüllt,
 So unterdrück' ich's gern" —
 „Du bist des Todes, Bube, sprich!"
 Ruft jener streng und fürchterlich.
 „Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?"
 „Nun ja, ich spreche von dem Blondem."

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,"
 Fährt er mit Arglist fort,
 Indem's den Grafen heiß und kalt
 Durchrieselt bei dem Wort.

70 „Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Curer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gesesselt schmachtet?

„Seht da die Berse, die er schrieb
Und seine Blut gesteht“ —
75 „Gesteht!“ — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch.
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
80 Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Bornes Mut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Eien Blut
Die Eisenstufe schmolz.
85 Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
90 Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad, von der Flut gerast,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
95 Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
„Den ersten, den ich sende her,
100 Und der euch also fragt:

„Habt ihr befolgt des Herren Wort?
Den werst mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

105

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Senkerslust,
Denn süßlos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhizen sie des Ofens Bauch
Und schickten sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

110

Drauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:

115

„Frisch auf, Gesell, und säume nicht,
Der Herr begehret dein.“

Der Herr, der spricht zu Fridolin:

„Mußt gleich zum Eisenhammer hin
Und frage mir die Knechte dorten,

120

Ob sie getan nach meinen Worten.“

Und jener spricht: „Es soll geschehn!“
Und macht sich flugs bereit.

Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:

„Ob sie mir nichts gebent?“

125

Und vor die Gräfin stellt er sich:

„Hinaus zum Hammer schickt man mich;
So sag', was kann ich dir verrichten?

Denn dir gehören meine Pflichten.“

130

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:

„Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.

135 So gehe denn, mein Kind, und sprich
 In Andacht ein Gebet für mich,
 Und denkst du reuig deiner Sünden,
 So laß auch mich die Gnade finden.“

140 Und froh der vielwillkommenen Pflicht
 Macht er im Flug sich auf,
 Hat noch des Dorfes Ende nicht
 Erreicht im schnellen Lauf,
 Da tönt ihm von dem Glockenstrang
 Hellschlagend des Geläutes Klang,
 Das alle Sünder, hochbegrüßet,
 Zum Sakramente festlich ladet.

145 „Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
 Ziehst du ihn auf dem Weg!“
 Er spricht's und tritt ins Gotteshaus,
 Kein Laut ist hier noch reg'.
 150 Denn um die Ernte war's, und heiß
 Im Felde glüht der Schnitter Fleiß,
 Kein Chorgehilfe war erschienen,
 Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
 Und macht den Sakristan:
 155 „Das,“ spricht er, „ist kein Aufenthalt,
 Was fördert himmelan.“
 Die Stola und das Cingulum
 Hängt er dem Priester dienend um,
 Bereitet hurtig die Gefäße,
 160 Geheiligt zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiß getan,
 Tritt er als Ministrant
 Dem Priester zum Altar voran,
 Das Meßbuch in der Hand,

165

Und knieet rechts und knieet links
 Und ist gewärtig jedes Winks,
 Und als des Sanctus Worte kamen,
 Da schellt er dreimal bei dem Namen.

170

Drauf, als der Priester fromm sich neigt
 Und, zum Altar gewandt,
 Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
 In hoherhabner Hand,
 Da kündet es der Sakristan
 Mit hellem Glöcklein klingend an,
 Und alles kniet und schlägt die Brüste,
 Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

175

180

So übt er jedes pünktlich aus
 Mit schnell gewandtem Sinn,
 Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
 Er hat es alles inn,
 Und wird nicht müde bis zum Schluß,
 Bis beim Vobiscum Dominus
 Der Priester zur Gemein' sich wendet,
 Die heil'ge Handlung segnend endet.

185

190

Da stellt er jedes wiederum
 In Ordnung säuberlich,
 Erst reinigt er das Heiligtum,
 Und dann entfernt er sich
 Und eilt, in des Gewissens Ruh,
 Den Eisenhütten heiter zu,
 Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
 Zwölf Paternoster noch im stillen.

195

Und als er rauchen sieht den Schlot
 Und sieht die Knechte stehn,
 Da ruft er: „Was der Graf gebot,
 Ihr Knechte, ist's geschehn?“

Und grinsend zerren sie den Mund
 Und deuten in des Ofens Schlund:
 „Der ist besorgt und aufgehoben,
 200 Der Graf wird seine Diener loben.“

Die Antwort bringt er seinem Herrn
 In schnellem Lauf zurück.
 Als der ihn kommen sieht von fern,
 Kaum traut er seinem Blick:
 205 „Unglücklicher! wo kommst du her?“
 „Vom Eisenhammer.“ „Nimmermehr!
 So hast du dich im Lauf verspätet?“
 „Herr, nur so lang', bis ich gebetet.“

„Denn, als von Eurem Angesicht
 210 Ich heute ging, verzeiht!
 Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
 Bei der, die mir gebent.
 Die Messe, Herr, befahl sie mir
 Zu hören, gern gehorcht' ich ihr
 215 Und sprach der Rosenkränze viere
 Für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
 Der Graf, entsetzt sich:
 „Und welche Antwort wurde dir
 220 Am Eisenhammer? Sprich!“
 „Herr, dunkel war der Rede Sinn,
 Zum Ofen wies man lachend hin:
 Der ist besorgt und aufgehoben,
 Der Graf wird seine Diener loben.“

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
 225 Es überläuft ihn kalt.
 „Sollt' er dir nicht begegnet sein?
 Ich fandt' ihn doch zum Wald.“

230 „Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
 fand ich von Robert eine Spur —“
 „Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
 „Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
 Nimmt er des Dieners Hand,
 235 Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
 Die nichts davon verstand:
 „Dies Kind, kein Engel ist so rein,
 Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!
 Wie schlimm wir auch beraten waren —
 240 Mit dem ist Gott und seine Scharen.“

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
 Lämmlein ist so fromm und sanft,
 Nährt sich von des Grafes Blüten,
 Spielend an des Baches Rast.
 5 „Mutter, Mutter, laß mich gehen
 Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Herde locken
 Mit des Hornes munterm Klang?
 Lieblich tönt der Schall der Glocken
 10 In des Waldes Lustgesang.
 „Mutter, Mutter, laß mich gehen
 Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten
 Die im Beete freundlich stehn?
 15 Draußen ladet dich kein Garten,
 Wild ist's auf den wilden Höhen!

„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

20 Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen

An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Fliehet die zitternde Gazelle.

25 Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß gespaltnen Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
30 Folgt er mit dem Todesbogen.

Fezo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad —
35 Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
40 Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenpalte
Tritt der Geist, der Vergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
45 „Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde —
Was verfolgst du meine Herde?“

Der Kampf mit dem Drachen.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
5 Und einen Ritter, hoch zu Ross,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer:
Ein Drache scheint es von Gestalt,
10 Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
„Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
15 Der Hirt und Herden uns verschlungen!
Das ist der Held, der ihn bezungen!
Viel andre zogen vor ihm aus,
Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
Doch keinen sah man wiederkehren.
20 Den kühnen Ritter soll man ehren!“
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johannis des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals, im Flug
Zu Räte sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen.
Und jener nimmt das Wort und spricht:
30 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.

Der Drache, der das Land verödet,
 Er liegt von meiner Hand getödet,
 Frei ist dem Wanderer der Weg,
 Der Hirte treibe ins Gefilde,
 Froh walle auf dem Felsensteg
 Der Pilger zu dem Gnadenbilde."

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
 Und spricht: „Du hast als Held getan;
 Der Mut ist's, der den Ritter ehret,
 Du hast den kühnen Geist bewähret.
 Doch sprich! Was ist die erste Pflicht
 Des Ritters, der für Christum ficht,
 Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?“
 Und alle rings herum erbleichen.
 Doch er mit edelm Anstand spricht,
 Indem er sich errötend neiget:
 „Gehorsam ist die erste Pflicht,
 Die ihn des Schmuckes würdig zeigt."

„Und diese Pflicht, mein Sohn," versetzt
 Der Meister, „hast du frech verletzt,
 Den Kampf, den das Gesetz versaget,
 Hast du mit frevlem Mut gewaget!“
 „Herr, richte, wenn du alles weißt,"
 Spricht jener mit gesehktem Geist,
 „Denn des Gesetzes Sinn und Willen
 Vermeint' ich treulich zu erfüllen;
 Nicht unbedachtsam zog ich hin,
 Das Ungעהener zu bekriegen,
 Durch List und kuggewandten Sinn
 Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen."

„Fünf unsers Ordens waren schon,
 Die Zierden der Religion,

Des kühnen Mutes Opfer worden —
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
65 Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmut und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich kenchend im Gefechte;
Und wenn der Morgen dämmernd kam
70 Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da saßte mich ein wilder Gram,
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

„Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
75 Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidentum?
Sie reinigten von Ungeheuern
80 Die Welt in kühnen Abenteuern,
Begegneten im Kampf dem Venn
Und rangen mit dem Minotaurn,
Die armen Opfer zu befreien,
Und ließen sich das Blut nicht dauern.

„Ist nur der Sarazen es wert,
85 Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Not und jedem Harm
90 Befreien muß sein starker Arm;
Doch seinen Mut muß Weisheit leiten,
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubtiers Fährte zu erkunden;

95 Da flöste mir der Geist es ein,
 Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!

„Und trat zu dir und sprach dies Wort:
 ‚Mich zieht es nach der Heimat fort.‘
 Du, Herr, willfahrtest meinen Bitten,
 100 Und glücklich war das Meer durchschnitten.
 Raum stieg ich aus am heim'schen Strand,
 Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand,
 Getreu den wohlbemerkten Zügen,
 Ein Drachenbild zusammenfügen.
 105 Auf kurzen Füßen wird die Last
 Des langen Leibes aufgetürmet,
 Ein schuppigt Panzerhemd umfaßt
 Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

„Lang strecket sich der Hals hervor,
 110 Und gräßlich, wie ein Höllentor,
 Als schnappt' es gierig nach der Beute,
 Eröffnet sich des Rachens Weite,
 Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
 Der Zähne stacheligte Reihn,
 115 Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
 Die kleinen Augen sprühen Blitze,
 In einer Schlange endigt sich
 Des Rückens ungeheure Länge,
 Kollt um sich selber fürchterlich,
 120 Daß es um Mann und Roß sich schlänge.

„Und alles bild' ich nach, genau,
 Und kleid' es in ein scheußlich Grau:
 Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
 Gezeugt in der gift'gen Lache.
 125 Und als das Bild vollendet war,
 Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,

130 Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ur zu greifen.
Die hez' ich auf den Rindwurm an,
Erhize sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

135 „Und wo des Bauches weiches Blies
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschöß,
Besteige mein arabisch Roß,
Von adeliger Zucht entstammet;
140 Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stachl' es mit den scharfen Sporen
Und werfe zielend mein Geschöß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

145 „Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
150 Bis dreimal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen.
Der dritte Morgen ist es nun,
Daß mir's gelungen, hier zu landen;
155 Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das große Werk bestanden.

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Schmerz:
Schillers Werke. I.

160 Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
 Die nach dem Sumpfe sich verirrtten;
 Und ich beschließe rasch die That,
 Nur von dem Herzen nehm' ich Rat.
 Flugs unterricht' ich meine Knappen,
 Besteige den versuchten Klappen,
 165 Und von dem edeln Doggenpaar
 Begleitet, auf geheimen Wegen,
 Wo meiner That kein Zeuge war,
 Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

„Das Kirchlein kennst du, Herr, das hoch
 170 Auf eines Felsenberges Foch,
 Der weit die Insel überschauet,
 Des Meisters kühner Geist erbauet.
 Verächtlich scheint es, arm und klein,
 Doch ein Mirakel schließt es ein,
 175 Die Mutter mit dem Jesusknaben,
 Den die drei Könige begaben.
 Auf dreimal dreißig Stufen steigt
 Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
 Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
 180 Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
 Ist eine Grotte eingesprengt,
 Vom Tau des nahen Moors befeuchtet,
 Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet;
 185 Hier haufete der Wurm und lag,
 Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
 So hielt er wie der Höllendrache
 Am Fuß des Gotteshauses Wache,
 Und kam der Pilgrim hergewallt
 190 Und lenkte in die Unglücksstraße,

Hervor brach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Trage.

195 „Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Oh' ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde;
Drauf gürt' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Speiß die Rechte,
200 Und nieder steig' ich zum Gefechte.
Zurück bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle
Und schwing' mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

205 „Kaum seh' ich mich im ebenen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Anäul geballt,
210 Des Feindes scheußliche Gestalt
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähmend theilet
215 Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal henlet.

„Doch schnell erfrischt' ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut,
Indem ich nach des Tieres Lende
220 Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schnuppenpanzer ab,

225 Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
 Da bäumet sich mein Roß und scheuet
 An seinem Basiliskenblick
 Und seines Atems gift'gem Wehen,
 Und mit Entsetzen springt's zurück,
 Und jezo war's um mich geschehen —

230 „Da schwing' ich mich behend vom Roß,
 Schnell ist des Schwertes Schneide bloß,
 Doch alle Streiche sind verloren,
 Den Felsenharnisch zu durchbohren;
 Und wütend mit des Schweifes Kraft
 235 Hat es zur Erde mich gerafft,
 Schon seh' ich seinen Rachen gähnen,
 Es haut nach mir mit grimmen Zähnen —
 Als meine Hunde, wutentbrannt,
 An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
 240 Sich warfen, daß es heulend stand,
 Von ungeheurem Schmerz zerrißen.

„Und eh' es ihren Bissen sich
 Entwindet, rasch erheb' ich mich,
 Erspähe mir des Feindes Blöße
 Und stoße tief ihm ins Gefröße,
 245 Nachbohrend bis aus Hest, den Stahl;
 Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
 Hin sinkt es und begräbt im Falle
 Mich mit des Leibes Riesenballe,
 Daß schnell die Sinne mir vergehn.
 250 Und als ich neugestärkt erwache,
 Seh' ich die Knappen um mich stehn,
 Und tot im Blute liegt der Drache.“ —

Des Beifalls lang' gehemmte Lust
 Befreit jetzt aller Hörer Brust,

255 Sowie der Ritter dies gesprochen,
 Und zehnfach am Gewölb gebrochen
 Wälzt der vermischten Stimmen Schall
 Sich brausend fort im Widerhall,
 Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
260 Daß man die Heldenstirne kröne,
 Und dankbar im Triumphgepräng
 Will ihn das Volk dem Volke zeigen —
 Da saltet seine Stirne streng
 Der Meister und gebietet Schweigen.

265 Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
 Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand:
 Ein Gott bist du dem Volke worden —
 Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
 Und einen schlimmern Wurm gebär
270 Dein Herz, als dieser Drache war.
 Die Schlange, die das Herz vergiftet,
 Die Zwietracht und Verderben stiftet,
 Das ist der widerspenst'ge Geist,
 Der gegen Zucht sich frech empöret,
275 Der Ordnung heilig Band zerreißt;
 Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

 „Mut zeigt auch der Mameluck,
 Gehorsam ist des Christen Schmuck;
 Denn wo der Herr in seiner Größe
280 Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
 Da stifteten, auf heil'gem Grund,
 Die Väter dieses Ordens Bund,
 Der Pflichten schwerste zu erfüllen:
 Zu bändigen den eignen Willen.
285 Dich hat der eitle Ruhm bewegt —
 Drum wende dich aus meinen Blicken!

Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
290 Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
295 Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtere Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz: es ist der Lohn
300 Der Demut, die sich selbst bezwungen."

Drittes Buch

Die Sänger der Borwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die
Sänger,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzündt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen
gesungen

Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?

5 Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Taten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu
Munde

Flug, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes
Wort.

Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit An-
dacht,

10 Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Ge-
fühle,

An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,

15 Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische
Gottheit,

Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Der Tanz.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich
die Paare

Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des
Leibes?

Schlingen im Mondlicht dort Elfen den lustigen Reihn?
5 Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft
fließt,

Wie sich leise der Rahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des
Tanzes,

10 Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten
Reihn.

Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter
ihm schwindet,

Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick, in wildem Gewirr
durcheinander

Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.

15 Nein, dort schwebt es frohlockend heraus, der Knoten ent-
wirrt sich,

Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen
schwanken

20 Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt,
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen ge-
horchet

Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gott-
heit,

Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
25 Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem
Zügel

Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt.
Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,

Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
30 Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das
Maß.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt
schon

Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöstet
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

5 Ein erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe
befränzt.

Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der sein eigener Bildner
und Schöpfer

10 Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

- 15 Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen
 Gaben,
 Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Amors, die
 Gunst.
 Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünen
 Jugend
 Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
 Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
 20 Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut;
 Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
 In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
 Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
 Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab.
 25 Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und
 Götter
 Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen Höhen.
 Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
 Haupt ihm gefällt, um das flieht er mit liebender
 Hand
 Setzt den Vorbeer und jekt die herrschaftgebende Binde,
 30 Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
 Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der pythische
 Sieger,
 Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
 Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des
 Schiffes
 Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück.
 35 Ihm zu Füßen legt sich der Len, das brausende Delphin
 Steigt aus den Tiefen, und fromm beut es den Rücken
 ihm an.
 Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm
 die Götter
 Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling
 entrückt;

Ihn, den die Lächelnde rettet, den Göttergeliebten be-
neid' ich,

40 Jenen nicht, dem sie mit Macht deckt den verdunkelten
Blick.

War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche
Schwert,

Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich be-
weget?

Das verherrlicht ihn, daß ihn die Götter geliebt,
45 Daß sie sein Zürnen geehrt und, Ruhm dem Liebling zu
geben,

Hellas' bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie ver-
dienstlos,

Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk;
Laß sie die Glückliche sein — du schaust sie, du bist der
Beglückte,

50 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzündet sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herab-
kommt,

Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt:
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum
Gotte,

Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
55 Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,

60 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht
werden,

Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.

- Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
 65 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts
-

Der Genius.

- „Glaub' ich,“ sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit
 Meister mich lehren,
 Das der Behrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
 Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich
 führen,
 Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das
 Recht?
 5 Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem
 Gesetze,
 Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
 Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrückt
 Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
 Sage du mir's, du bist in diese Tiefen gestiegen,
 10 Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück,
 Dir ist bekannt, was die Gruft der dunklen Wörter be-
 wahret,
 Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt.
 Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir grant,
 ich bekenn' es,
 Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und
 Recht.“
 15 Freund, du kennst doch die goldene Zeit — es haben die
 Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —

Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
20 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und tren, wie der Zeiger am
Uhrwerk,

Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?

25 Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht;

Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.

Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür

30 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende
Geist noch,

Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.

35 Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,

Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,

Walt in dem keuschen Auge noch tren und rein sich die
Wahrheit,

40 Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels
Empörung,

Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie
heut',

Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters be-
dürfen,

Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
45 O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne
von dir!

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden
lenket,

Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
50 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebet,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beugt,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Pompeji und Herculaneum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare
Quellen,

Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava ver-
borgnen

Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
5 Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, außs neu' bauet sich Hercules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan ist das weite Theater, es stürze durch seine
10 Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.

Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer
vollende

Atrous' Sohn, dem Dreß folge der graufende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das
Forum?

Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
15 Traget, Victoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Nichtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhtem Pflaster
Zieheth der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schüßend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
20 Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich
sich her.

Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten
Thüren,

In die schandrigte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich
dehnen,

Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich
hebt!

25 Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden
Farben —

Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.

Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
30 Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein,
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie
schlummernd,

Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf
einem

Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus
ihn an.

35 Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die
schönen Geschirre.

Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etruurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphin-
xen?

Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven! Bestellet den
Herd!

Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus
geprägt,

40 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten
Leuchter,

Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam
sendet,

Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum
Schmuck!

45 Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch
die Salben,

Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernstestn
Museum

Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,

50 Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder — warum bleiben die Priester nur aus?

Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.

65 Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet —
Lang' schon entbehrete der Gott — zündet die Opfer
ihm an!

Shakespeares Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst, leider, war nicht mehr
zu sehn.

Ringsum schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tra-
göden

Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

5 Schauerlich stand das Ungetüm da. Gespannt war der
Bogen,

Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das
Herz.

„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzt,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!“

Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,

10 Wo ich den alten Rothurn fände, der nicht mehr zu sehn.

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so
holst du

Eine Dramaturgie ihnen vergeblich heraus.“

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splinternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

15 „Wie? So ist wirklich bei euch der alte Rothurnus zu sehen,

Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal
im Jahre

Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,

20 Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze
Affekt.“

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns
darüber,

Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernstern Gang, welchen Melpomene geht?“

25 Keines von beiden! Uns kann nur das Christlich-Moralische rühren

Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,

Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?“
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräte,
30 Fähdriche, Sekretärs oder Husarenmajors.

„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?“

Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken

Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

35 „Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,

Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Not suchen und finden wir hier.

„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause!

40 Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“

Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Rasus:

Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“

45 Der Poet ist der Wirt, und der letzte Actus die Beche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe
noch zu.

- Reife löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
- 5 Gönne dem Knaben, zu spielen, in wilder Begierde zu
toben:

Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmut zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehndes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
10 Aber der Stolz bewacht streng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die
Wälder verfolgt,

Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil
sie nicht liebt.

Trozig schauet und kühn aus finstern Wimpern der
Jüngling,

- Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
- 15 Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Renn-
bahn

Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende
Mnt.

Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Flieheth, wenn du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich
jucht.

Aber da bist du, du Mächtige, schon, aus dem wildesten
Streite

- 20 Rußt du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
- Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden
Tages

Tosen verhallt, und leis sinken die Sterne herab.

Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die
Bäche,

Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.

- 25 Was erregt zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Tränen
dir an?

Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,
Und die schwellende Frucht beugte zur Erde die Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der
Jüngling,

- 30 Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es führet sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen ver-
einigt!

Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden
Gipfel!

Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,

- Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
5 Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünen Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Ge-
fängnis

Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Rüste balsamischer Strom durchrinnt mich er-
quickend,

- 10 Und den durstigen Blick labt das energische Licht.

Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden
Farben,

Aber der reizende Streit löset in Muth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem
Teppich,

Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche
Pfad,

15 Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem
Flügel

Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Alee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die
Weste,

Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Lust.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen
der Erlen

20 Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische Nacht: in duftende Kühleung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die
Landschaft,

Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
25 Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparjames Licht, und es blickt lachend das Blaue
herein.

Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,

30 Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel
vorbei.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauern
hinab;

- 35 Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
 Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
 Sachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
 Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
 Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
 40 In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
 Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenhaltenden
 Gottes,
 Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe ver-
 schwand!
 Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten
 Felder,
 Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen
 hinauf
 45 Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende
 Straße,
 Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
 Vielsach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
 Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang,
 Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüsch ver-
 schwinden
 50 Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
 Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Ufer zu-
 sammen,
 Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
 Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen
 Fenster,
 Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der
 Baum.
 55 Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit er-
 wacht,
 Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
 Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
 Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!

Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?

Ein fremder

60

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

65 Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung,

Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten
Ruppeln,

Aus dem felsigten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen ver-
stoßen,

70 Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Eurer
wird um ihn,

Keger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden
Kräfte,

Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr Bund.
75 Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen
Geseze,

Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen

80

In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein.
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Olbaums grüne
Reiser,

Auch das kriegrige Roß führet Poseidon heran,

85 Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.

Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der
Menschheit,

Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und
Kunst,

Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,

90 Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die
Mütter,

Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne ver-
schlang.

Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für
euch.

95 Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte
zurück,

Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten,
du habest

Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen,

100 Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Ge-
werbe,

Aus dem Schilse des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Art, es erseufzt die
Dryade,

Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde
Last.

105 Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel be-
flügelt;

In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann
hinab.

Mulcibers Amboss tönt von dem Takt geschwungener
Hämmer,

Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des
Stahls.

Glänzend umwindet der goldne Wein die tanzende Spindel,

110 Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.

Fern auf der See ruft der Pilot, es warten die Flotten,

Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen
Fleiß;

Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der
Ferne,

Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.

115 Siehe, da wimmeln die Märkte, der Kran von fröhlichem
Leben,

Seltamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde
Ohr.

Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kauf-
mann,

Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,

Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,

120 Hoch mit erfreuendem Gut füllt Almalthea das Horn.

Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,

Von der Freiheit gefängt, wachsen die Künste der Lust.

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die
Augen,

Und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein.

125 Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,

Und den ganzen Olymp schließt ein Pantheon ein.

Leicht wie der Fisz Sprung durch die Luft, wie der Pfeil
von der Senne,

Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel

130 Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden
Geist,

Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
 Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether
 dem Strahl,

Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls graufenden
 Wundern,

Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
 135 Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Ge-
 danken,

Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende
 Blatt.

Da zerriunt vor dem wundernden Blick der Nebel des
 Wahnes,

Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
 Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte!
 Zerriss' er

140 Mit den Fesseln der Furcht mir nicht den Zügel der
 Scham!

Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
 Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

Nach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
 Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende
 Strom,

145 Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
 Hoch auf der fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
 Hinter Wolken erlöschten des Wagens beharrliche Sterne,
 Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen
 der Gott.

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben
 und Treue

150 Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
 In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Ge-
 heimnis

Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den
 Freund,

Auf die Unschuld schießt der Verrat mit verschlingendem
Blicke,

Mit vergiftendem Biß tötet des Lästervers Zahn.

155 Theil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweicht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;

160 Raum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich
künd.

Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die
Eintracht,

Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Jahrelang mag, jahrhundertlang die Mumie dauern,

Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,

165 Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen

An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen

Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich ge-
denkt,

Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die
Menschheit

170 Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.

O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!

Zu der verlassenen Flur fehr' er gerettet zurück!

Aber wo hin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige
Gründe

Hemmen mit gährender Klust hinter mir, vor mir den
Schritt.

175 Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Be-
gleitung,

Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.

Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben

Reimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.

- Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des
 Felsen,
 180 Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich
 Bahn.
 Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Lust-
 raum
 Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die
 Welt.
 Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
 Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
 185 Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
 Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
 Der mich schauernd ergriff mit des Lebens furchtbarem
 Bilde;
 Mit dem stürzenden Tal stürzte der finstre hinab.
 Keiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
 190 Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück!
 Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in
 ewig
 Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um;
 Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.
 195 Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem
 Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling
 vertraut,
 Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter:
 Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
 Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Ge-
 schlechter,
 200 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.
-

Botivtafeln.

1.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben ge-
holfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum
auf.

2. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzen die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum
einer

Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.

5 Aber entfaltet sich auch nur einer — einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

3. Das Belebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

4. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie
sind.

6. Das Werte und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle, was
recht ist;

Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch, vernünftig
zu wollen

Und als ein Geist zu tun, was du als Mensch nicht
vermagst.

8. Aufgabe.

Keiner sei gleich dem andern, doch gleich sei jeder dem
Höchsten!

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

9. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein
Ganzes

Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes
dich an.

10. An die Proselytenmacher.

„Nur ein wenig es Erde beding' ich mir außer der Erde,“

Sprach der göttliche Mann, „und ich bewege sie leicht.“

Einen Augenblick nur vergönnt mir, außer mir selber

Mich zu begeben, und schnell will ich der Euxige sein.

11. Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.

„Weihe mich,“ sprach er zu ihm, „ein in die göttliche
Kunst,

Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen

Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca be-
schützt!“

5 „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's,“ versetzte der
Weise,

„Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch
gedient.

Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche
zeugen;

Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib.“

12. Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht
begreifen:

Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt.

13. Die Übereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die
Welt.

14. Politische Lehre.

Alles sei recht, was du tust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu tun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene sei.

15. Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

16. An die Astronomen.

Schwaget mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

17. Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwätzen von Tugend ge-
macht.

„Wie, du hassst die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten
sie alle,

Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr
davon.

18. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon ge-
wesen,

Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Über Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das
Leere —

Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

19. Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben —
Selbstgebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

20. Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich der
Schöpfer

Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.

Klar ist der Äther und doch von unermesslicher Tiefe:

Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig
geheim.

21. Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen er-
gründen.

Wahrheit, wo rettetest du dich hin vor der wütenden
Jagd?

Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

22. Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen
Samen

Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Taten zu
streuen,

Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühen?

23. Schöne Individualität.

Einig sollst du zwar sein, doch eines nicht mit dem
Ganzen.

Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch
das Herz.

Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist
du selber —

Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir
wohnt.

24. Die Mannigfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig; doch zählen für einen nur
alle,

Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende
Herz.

Traurig herrscht der Begriff, aus tausendsach wechselnden
Formen

Bringet er dürstig und leer ewig nur eine hervor;

- 5 Aber von Leben raucht es und Luft, wo bildend die
 Schönheit
 Herrschet: das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

25. Menschliches Wissen.

- Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
 Weil du in Gruppen fürs Aug' ihre Erscheinungen
 reihst,
 Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
 Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große
 Natur.
- 5 So beschreibst mit Figuren der Astronome den Himmel,
 Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der
 Blick,
 Anüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
 Aneinander im Schwan und in den Hörnern des
 Stiers.
- Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
 10 Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

26. An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor
 Augen
 Liegt, euch ewig umgibt, aber von keinem gesehen.

27. Weisheit und Klugheit.

Willst du, Freund, die erhabensten Höhen der Weisheit
 erschliegen,
 Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit ver-
 lacht.
 Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurück-
 flieht,
 Jenes nicht, wo dereinst laudet dein mutiger Flug.

28. Würden.

Wie die Säule des Lichts auf des Vaches Welle sich
spiegelt —

Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
Aber die Well' entführet der Strom, durch die glänzende
Straße

Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu
fliehn —

5 So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen:
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

29. An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin,“ sprichst du, „der Menschheit zu
helfen;

Titel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.“ —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?

Traue dem Spruche! noch nie hat mich der Führer
getäuscht:

5 Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug
denken;

Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende
Hand.

Nur für Regen und Tau und süß Wohl der Menschen-
geschlechter

10 Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut'.

30. Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?“ — Woran du
die beste

Frau kennst! daran, mein Freund, daß man von beiden
nicht spricht.

31. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es
treiben;

Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes
Herz.

32. Der Aufpaffer.

Strenge wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet,
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen
geliebt.

33. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus
Religion.

34. Inneres und Äußeres.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott
nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

35. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich
nützen:

Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der
Feind, was ich soll.

36. Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Be-
ständ'ge.

Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

37. Kolumbus.

Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich ver-
höhnern,

Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand —

Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich
zeigen,

Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem
Verstand.

5 Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden
Weltmeer!

Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.
Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:

Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

38. Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer labt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam
erziehet;

Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

39. Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's bleiben:
die Ohnmacht

Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

40. Korrektheit.

Frei von Tadel zu sein, ist der niedrigste Grad und der
höchste;

Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

41. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht er-
scheinen?

Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele
nicht mehr.

42. An den Dichter.

Laß die Sprache dir sein, was der Körper den Liebenden.
Er nur

Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

43. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
 Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

44. Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Geheimniß;
 Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet, die Scham.

45. Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt;

Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
 Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
 Wohl ihm, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

46. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
 Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!

47. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
 Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

48. Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
 Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

49. Die Kunstschwäzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig
 des Guten,
 Daß nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

50. Gelehrte Gesellschaften.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;

Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

51. Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelt,
Schaffendes Leben auß neu gibt die Vernunft ihr zurück.

52. Die Antike an den nordischen Wanderer.

Über Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Über der Alpen Gebirg trug dich der schwindligte Steg,
Mich in der Nähe zu schaun und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;

5 Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren,

Aber bist du mir jetzt näher, und bin ich es dir?

53. Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister.

Stehe! sprach er; und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.

54. Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:

Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

55. Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen;
ich stelle

Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

56. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

57. Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende —
dreimal
Fliehst du schamhaft und kehrtst dreimal verlangend
zurück.

58. Tonkunst.

Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom
Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

59. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt', die Heimat zu finden, Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die
Schrecken des Landes,
Selber in Aides' Reich führt ihn die irrende Fahrt.
5 Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste —
Er erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht.

60. Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des
Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

61. Die Gunst der Musen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische
Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens
Schloß.

62. Der Homerkopf als Siegel.

Treuer alter Homer! Dir vertrau' ich das zarte Geheimniß,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

63. Astronomische Schriften.

So unermesslich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab.

64. Die Danaiden.

Jahrelang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den
Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird
nicht voll.

65. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber mir
grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

66. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein,
das Zinn.

Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr
Winde,

In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.

5 Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Nanie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter
bezwinget,

Nicht die eiserne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein
Geschenk.

- 5 Nicht stillt Aphrodite dem schönen Anaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des
Nereus,

- 10 Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen
alle,

Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist
herrlich,

Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Viertes Buch

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An * * *

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

5 Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

10 Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

15 Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennuß in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
20 Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,
 Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

25

Ach umsonst auf allen Länderkarten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
 Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

30

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
 Und die Schifffahrt selbst ermisst sie kaum,
 Doch auf ihrem unermessnen Rücken
 Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

35

In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
 Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
 Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Die Götter Griechenlands.

5

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
 An der Freude leichtem Gängelband
 Selige Geschlechter noch geführet,
 Schöne Wesen aus dem Fabelland —
 Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
 Wie ganz anders, anders war es da!
 Da man deine Tempel noch bekränzte,
 Venus Amathusia!

10

Da der Dichtung zauberische Hülle
 Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
 Durch die Schöpfung floss da Lebensfülle,
 Und was nie empfinden wird, empfand.

15 An der Liebe Busen sie zu drücken,
 Gab man höhern Adel der Natur,
 Alles wies den eingeweiheten Blicken,
 Alles eines Gottes Spur.

20 Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
 Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
 Senkte damals seinen goldnen Wagen
 Helios in stiller Majestät.
 Diese Höhen füllten Dreden,
 Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
 Aus den Urnen lieblicher Najaden
 Sprang der Ströme Silberschaum.

25 Jener Lorbeer wand sich einst um Hülse,
 Tantal's Tochter schweigt in diesem Stein,
 Syrinx' Klage tönt' aus jenem Schilse,
 Philomela's Schmerz aus diesem Hain.
 Jener Bach empfing Demeters Zähre,
 30 Die sie um Persephonen geweint,
 Und von diesem Hügel rief Cythere,
 Ach umsonst! dem schönen Freund.

35 Zu Deukalions Geschlechte stiegen
 Damals noch die Himmlischen herab,
 Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen,
 Nahm der Leto Sohn den Hirtenstab.
 Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
 Knüpfte Amor einen schönen Bund,
 Sterbliche mit Göttern und Heroen
 40 Huldigten in Amathunt.

Zinstreuer Ernst und trauriges Entsagen
 War aus eurem heitern Dienst verbannt,
 Glückliche sollten alle Herzen schlagen,
 Denn euch war der Glückliche verwandt.

45 Damals war nichts heilig als das Schöne,
 Keiner Freude schämte sich der Gott,
 Wo die keusch errötende Kamöne,
 Wo die Grazie gebot.

 Eure Tempel lachten gleich Palästen,
 50 Euch verherrlichte das Heldenspiel
 An des Isthmus kronenreichen Festen,
 Und die Wagen donnerten zum Ziel.
 Schön geschlungne seelenvolle Tänze
 Kreisten um den prangenden Altar,
 55 Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
 Kronen euer duftend Haar.

 Das Erve muntre Thyrusfußschwinger
 Und der Panther prächtiges Gespann
 Meldeten den großen Freudebringer,
 60 Faun und Satyr taumeln ihm voran,
 Um ihn springen rasende Mänaden,
 Ihre Tänze loben seinen Wein,
 Und des Wirtes braune Wangen laden
 Lustig zu dem Becher ein.

 Damals trat kein gräßliches Gerippe
 65 Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
 Nahm das letzte Leben von der Lippe,
 Seine Fackel senkt' ein Genius.
 Selbst des Orkus strenge Richterwage
 70 Hielt der Enkel einer Sterblichen,
 Und des Thrakers seelenvolle Klage
 Rührte die Erinyen.

 Seine Freuden traf der frohe Schatten
 In Elysiens Hainen wieder an,
 75 Treue Liebe fand den treuen Gatten
 Und der Wagenlenker seine Bahn;

Vinus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alceste's Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhere Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimanten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingsspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Goldes Blütenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn,
Einen zu bereichern unter allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenhogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,

110 Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
 Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
 Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
 Die entgötterte Natur.

115 Morgen wieder neu sich zu entbinden,
 Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
 Und an ewig gleicher Spindel winden
 Sich von selbst die Monde auf und ab.
 Müßig kehrten zu dem Dichterlande
 Heim die Götter, unnütz einer Welt,
 Die, entwachsen ihrem Gängelbände,
 120 Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
 Alles Hohe nahmen sie mit fort,
 Alle Farben, alle Lebenstöne,
 Und uns blieb nur das entseelte Wort.
 125 Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
 Sie gerettet auf des Windus Hohn:
 Was unsterblich im Gesang soll leben,
 Muß im Leben untergehn.

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
 Mit deinen holden Phantasien,
 Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
 Mit allen unerbittlich fliehn?
 5 Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
 O meines Lebens goldne Zeit?
 Vergebens, deine Wellen eilen
 Hinab ins Meer der Ewigkeit.

10 Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süße Glaube
15 An Wesen, die mein Traum gebär,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
20 Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

25 Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
30 Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein freißend All,
35 Herauszutreten in das Leben,
In Tat und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang' die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
40 Dies Wenige, wie klein und farg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
 Beglückt in seines Traumes Wahn,
 Von keiner Sorge noch gezügelt,
 Der Jüngling in des Lebens Bahn.
 45 Bis an des Aethers bleichste Sterne
 Erhob ihn der Entwürfe Flug,
 Nichts war so hoch und nichts so ferne,
 Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
 50 Was war dem Glücklichen zu schwer!
 Wie tanzte vor des Lebens Wagen
 Die lustige Begleitung her!
 Die Liebe mit dem süßen Lohne,
 Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
 55 Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
 Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
 Verloren die Begleiter sich,
 Sie wandten treulos ihre Schritte,
 60 Und einer nach dem andern wich.
 Leichtfüßig war das Glück entflogen,
 Des Wissens Durst blieb ungestillt,
 Des Zweifels finstre Wetter zogen
 Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
 65 Auf der gemeinen Stirn entweiht,
 Ach, allzusehnell, nach kurzem Lenz
 Entfloh die schöne Liebeszeit!
 Und immer stiller ward's und immer
 70 Verlassner auf dem rauhen Steg,
 Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
 Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite
 Wer harrete liebend bei mir aus?
 75 Wer steht mir tröstend noch zur Seite
 Und folgt mir bis zum finstern Haus?
 Du, die du alle Wunden heilest,
 Der Freundschaft leise, zarte Hand,
 Des Lebens Bürden liebend theilest,
 80 Du, die ich frühe suchte und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
 Wie sie der Seele Sturm beschwört:
 Beschäftigung, die nie ermattet,
 Die langsam schafft, doch nie zerstört,
 85 Die zu dem Bau der Ewigkeiten
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
 Doch von der großen Schuld der Zeiten
 Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer,
 Sie gehen von Munde zu Munde,
 Doch stammen sie nicht von außen her,
 Das Herz nur gibt davon Kunde;
 5 Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
 Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
 Und würd' er in Ketten geboren,
 Laßt euch nicht irren des Böbels Geschrei,
 10 Nicht den Mißbrauch rasender Toren;
 Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
 Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

- Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
 Der Mensch kann sie üben im Leben,
 15 Und sollt' er auch straucheln überall,
 Er kann nach der göttlichen streben;
 Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
 Das übet in Einsicht ein kindlich Gemüt.
 Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
 20 Wie auch der menschliche wankt,
 Hoch über der Zeit und dem Raume webt
 Lebendig der höchste Gedanke;
 Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
 Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
 25 Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
 Sie pflanzt von Munde zu Munde,
 Und stammen sie gleich nicht von außen her,
 Euer Inneres gibt davon Kunde;
 Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
 30 So lang' er noch an die drei Worte glaubt.
-

Die Worte des Wahns.

- Drei Worte hört man, bedeutungschwer,
 Im Munde der Guten und Besten,
 Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
 Sie können nicht helfen und trösten.
 5 Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
 So lang' er die Schatten zu haschen sucht.
 So lang' er glaubt an die goldene Zeit,
 Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
 Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
 10 Nie wird der Feind ihm erliegen;
 Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
 Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

- So lang' er glaubt, daß das buhlende Glück
 Sich dem Edeln vereinigen werde —
 15 Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
 Nicht dem Guten gehöret die Erde.
 Er ist ein Fremdling, er wandert aus
 Und suchet ein unvergänglich Haus.
 So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
 20 Die Wahrheit je wird erscheinen —
 Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
 Wir können nur raten und meinen.
 Du ferkerst den Geist in ein tönend Wort,
 Doch der freie wandelt im Sturme fort.
 25 Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
 Und den himmlischen Glauben bewahre!
 Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
 Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
 Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
 30 Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Klage der Ceres.

- Ist der holde Venz erschienen?
 Hat die Erde sich verjüngt?
 Die besonnten Hügel grünen,
 Und des Eises Rinde springt.
 5 Aus der Ströme blauem Spiegel
 Lacht der unbewölkte Zeus,
 Milder wehen Zephyrs Flügel,
 Augen treibt das junge Reiz.
 In dem Hain erwachen Pieder,
 10 Und die Dreade spricht:
 Deine Blumen kehren wieder,
 Deine Tochter lehret nicht.

Ach, wie lang' ist's, daß ich walle
 Suchend durch der Erde Flur!
 15 Titan, deine Strahlen alle
 Sandt' ich nach der teuren Spur;
 Keiner hat mir noch verkündet
 Von dem lieben Angesicht,
 Und der Tag, der alles findet,
 20 Die Verlorne fand er nicht.
 Hast du, Zeus, sie mir entrißen?
 Hat, von ihrem Reiz gerührt,
 Zu des Orkus schwarzen Flüssen
 Pluto sie hinabgeführt?

25 Wer wird nach dem düstern Strande
 Meines Grames Bote sein?
 Ewig stößt der Rahn vom Lande,
 Doch nur Schatten nimmt er ein.
 Jedem sel'gen Aug' verschlossen
 30 Bleibt das nächtliche Gefild,
 Und so lang' der Styx geflossen,
 Trug er kein lebendig Bild.
 Nieder führen tausend Steige,
 Keiner führt zum Tag zurück,
 35 Ihre Tränen bringt kein Zeuge
 Vor der hangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrha's Stamme
 Sterbliche geboren sind,
 Dürfen durch des Grabes Flamme
 40 Folgen dem geliebten Kind;
 Nur was Jovis Haus bewohnet,
 Nahet nicht dem dunkeln Strand,
 Nur die Seligen verschonet,
 Parzen, eure strenge Hand.

45 Stürzt mich in die Nacht der Nächte
 Aus des Himmels goldnem Saal!
 Ehret nicht der Göttin Rechte,
 Ach! sie sind der Mutter Qual!

50 Wo sie mit dem finstern Gatten
 Freudlos thronet, stieg' ich hin,
 Träte mit den leisen Schatten
 Leise vor die Herrscherin.
 Ach, ihr Auge, seucht von Zähren,
 Sucht umsonst das goldne Licht,
 55 Irrt nach entfernten Sphären,
 Auf die Mutter fällt es nicht —
 Bis die Freude sie entdeckt,
 Bis sich Brust mit Brust vereint
 Und, zum Mitgefühl erwecket,
 60 Selbst der rauhe Orkus weint.

 Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
 Ruhig in dem gleichen Gleis
 Rollt des Tages sichrer Wagen,
 Ewig steht der Schluß des Zeus.
 65 Weg von jenen Finsternissen
 Wandt' er sein beglücktes Haupt;
 Einmal in die Nacht gerissen,
 Bleibt sie ewig mir geraubt,
 Bis des dunkeln Stromes Welle
 70 Von Aurorens Farben glüht,
 Fris mitten durch die Hölle
 Ihren schönen Bogen zieht.

 Ist mir nichts von ihr geblieben?
 Nicht ein süß erinnernd Pfand,
 75 Daß die Fernen sich noch lieben,
 Keine Spur der teuren Hand?

Anüpset sich kein Liebesknoten
 Zwischen Kind und Mutter an?
 Zwischen Lebenden und Toten
 Ist kein Bündniß aufgetan?
 80 Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
 Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
 Haben uns die ewig Hohen
 Eine Sprache doch vergönnt!

85 Wenn des Frühlings Kinder sterben,
 Wenn von Nordes kaltem Hauch
 Blatt und Blume sich entfärben,
 Traurig steht der nackte Strauch,
 Nehm' ich mir das höchste Leben
 90 Aus Vertumnus' reichem Horn,
 Opfernd es dem Styx zu geben,
 Mir des Samens goldnes Korn.
 Trauernd senk' ich's in die Erde,
 Leg' es an des Kindes Herz,
 95 Daß es eine Sprache werde
 Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
 Freudig nun den Venz zurück,
 Wird das Tote neu geboren
 100 Von der Sonne Lebensblick;
 Reime, die dem Auge starben
 In der Erde kaltem Schoß,
 In das heitre Reich der Farben
 Ringen sie sich freudig los.
 105 Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
 Sucht die Wurzel sehen die Nacht,
 Gleich in ihre Pflege theilet
 Sich des Styx, des Aethers Macht.

110 Halb berühren sie der Toten,
 Halb der Lebenden Gebiet —
 Ach sie sind mir theure Boten,
 Süße Stimmen vom Cocyt!
 Hält er gleich sie selbst verschlossen
 In dem schauervollen Schlund,
 115 Aus des Frühlings jungen Sprossen
 Redet mir der holde Mund:
 Daß auch fern vom goldnen Tage,
 Wo die Schatten traurig ziehn,
 Liebend noch der Busen schlage,
 120 Zärtlich noch die Herzen glühn.

 O, so laßt euch froh begrüßen,
 Kinder der verjüngten Au,
 Euer Kelch soll überfließen
 Von des Nektars reinstem Tau.
 125 Tauchen will ich euch in Strahlen,
 Mit der Fris schönstem Licht
 Will ich eure Blätter malen
 Gleich Aurorens Angesicht.
 In des Lenzes heiterm Glanze
 130 Reife jede zarte Brust,
 In des Herbstes welkem Kranze
 Meinen Schmerz und meine Lust.

Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
 Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
 Freude soll jedes Auge verklären,
 Denn die Königin ziehet ein,

5

Die Bezähmerin wilder Sitten,
 Die den Menschen zum Menschen gesellt
 Und in friedliche feste Hütten
 Wandelte das bewegliche Zelt.

10

Schon in des Gebirges Klüften
 Barg der Troglodyte sich,
 Der Nomade ließ die Triften
 Wüste liegen, wo er strich,
 Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
 Schritt der Jäger durch das Land —
 Weh dem Fremdling, den die Wogen
 Warfen an den Unglücksstrand!

15

20

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
 Irrend nach des Kindes Spur,
 Ceres die verlassne Küste,
 Ach, da grünte keine Flur!
 Daß sie hier vertraulich weile,
 Ist kein Obdach ihr gewährt,
 Keines Tempels heitre Säule
 Zeuget, daß man Götter ehrt.

25

30

Keine Frucht der süßen Ähren
 Lädt zum reinen Mahl sie ein,
 Nur auf gräßlichen Altären
 Dorret menschliches Gebein.
 Ja, so weit sie wandernd kreiste,
 fand sie Elend überall,
 Und in ihrem großen Geiste
 Jammert sie des Menschen Fall.

35

Find' ich so den Menschen wieder,
 Dem wir unser Bild geliehn,
 Dessen schöngestaltete Glieder
 Droben im Olympus blühn?

40 Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königstze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Selgen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
45 In des Himmels selgen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
50 Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
55 Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
60 Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

65 Aber schauernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle nehen
Eines Gottes Rippen nicht.

70 Keine Opfer will er haben,
 Früchte, die der Herbst beschert,
 Mit des Feldes frommen Gaben
 Wird der Heilige verehrt.

 Und sie nimmt die Wucht des Speeres
 Aus des Jägers rauher Hand,
 75 Mit dem Schaft des Mordgewehres
 Furchet sie den leichten Sand,
 Nimmt von ihres Kranzes Spitze
 Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
 Senkt ihn in die zarte Ritze,
 80 Und der Trieb des Reimes schwillt.

 Und mit grünen Halmen schmückt
 Sich der Boden alsobald,
 Und so weit das Auge blicket,
 Wogt es wie ein goldner Wald.
 85 Lächelnd segnet sie die Erde,
 Flucht der ersten Garbe Bund,
 Wählt den Feldstein sich zum Herde,
 Und es spricht der Göttin Mund:

 Vater Zeus, der über alle
 90 Götter herrscht in Aethers Höhen,
 Daß dies Opfer dir gefalle,
 Daß ein Zeichen jetzt geschehn!
 Und dem unglücksel'gen Volke,
 Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
 95 Nimm hinweg des Auges Wolke,
 Daß es seinen Gott erkennt!

 Und es hört der Schwester Flehen
 Zeus auf seinem hohen Sitz,
 Donnernd aus den blauen Höhen
 100 Wirft er den gezackten Blitz.

Prasselnd fängt es an, zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Reisen fein geschwinder Nar.

105 Und geführt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
110 Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

 Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
115 Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzt selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
120 Ladet sie zu Zeugen ein.

 Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Ton.
125 Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasbälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

 Und Minerva, hoch vor allen
130 Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.

135 Feste Mauern will sie gründen,
 Jedem Schutz und Schirm zu sein,
 Die zerstreute Welt zu binden
 In vertraulichem Verein.

140 Und sie lenkt die Herrscherschritte
 Durch des Feldes weiten Plan,
 Und an ihres Fußes Tritte
 Hefet sich der Grenzgott an.
 Messend führet sie die Kette
 Um des Hügels grünen Saum,
 Auch des wilden Stromes Bette
 Schließt sie in den heil'gen Raum.

145 Alle Nymphen, Dreaden,
 Die der schnellen Artemis
 Folgen auf des Berges Pfaden,
 Schwingend ihren Jägerfpieß,
 Alle kommen, alle legen
 150 Hände an, der Jubel schallt,
 Und von ihrer Arzte Schlägen
 Krachend stürzt der Fichtenwald.

155 Auch aus seiner grünen Welle
 Steigt der schilfbekränzte Gott,
 Wälzt den schweren Floß zur Stelle
 Auf der Göttin Machtgebot,
 Und die leichtgeschürzten Stunden
 Fliegen ans Geschäft gewandt,
 Und die rauhen Stämme runden
 160 Bierlich sich in ihrer Hand.

 Auch den Meergott sieht man eilen,
 Rasch mit des Tridentes Stoß
 Bricht er die granitnen Säulen
 Aus dem Erdgerippe los,

165 Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

170 Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
175 Fallen die Kamönen ein,
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Tore weite Flügel
Setzt mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
180 Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

185 Und mit einem Kranz von Myrten
Nahet die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
190 Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
195 Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Thor,

Und das Priesteramt verwaltet
 Ceres am Altar des Zeus,
 Segnend ihre Hand gefaltet
 200 Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Tier der Wüste,
 Frei im Äther herrscht der Gott,
 Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
 205 Zähmet das Naturgebot;
 Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
 Soll sich an den Menschen reihen,
 Und allein durch seine Sitte
 Kann er frei und mächtig sein. —

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
 210 Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
 Freude soll jedes Auge verklären,
 Denn die Königin ziehet ein,
 Die uns die süße Heimat gegeben,
 Die den Menschen zum Menschen gesellt,
 215 Unser Gesang soll sie festlich erheben,
 Die beglückende Mutter der Welt.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
 Stehst du an des Jahrhunderts Reige,
 In edler stolzer Männlichkeit,
 Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle,
 5 Voll milden Ernsts, in tatenreicher Stille,
 Der reiffte Sohn der Zeit,
 Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
 Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,

10 Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Berauscht von dem errungenen Sieg,
Berlerne nicht, die Hand zu preisen,
15 Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, sand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugelehrt
20 Und die besleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
25 In leichten Rätseln dich erraten ließ,
Die, reiser nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab.
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
30 Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgentor des Schönen
35 Drangst du in der Erkenntnis Laub:
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
40 Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verfloßen,
 Die alternde Vernunft erfand,
 Lag im Symbol des Schönen und des Großen
 45 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
 Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
 Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
 Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
 Das matte Blüten langsam treibt.
 50 Eh' vor des Denkers Geist der kühne
 Begriff des ew'gen Raumes stand,
 Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
 Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Glorie von Drionen
 55 Uns Angesicht, in hehrer Majestät,
 Nur angeschaut von reineren Dämonen,
 Verzehrend über Sternen geht,
 Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
 Die furchtbar herrliche Urania,
 60 Mit abgelegter Feuerkrone
 Steht sie — als Schönheit vor uns da.
 Der Anmut Gürtel umgewunden,
 Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehen:
 Was wir als Schönheit hier empfunden,
 65 Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
 Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
 Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
 Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
 70 Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
 Schloß sie, die Menschliche, allein
 Mit dem Verlassenen, Verbannten
 Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.

75 Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betrüge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
80 Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäh't der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
85 Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
90 Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die Reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtigen gebeut,
95 Die sie auf ewig flammenden Altären
Erfor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
100 Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
Wart ihr der Menschheit erste Stufe.

Oh' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —

- 105 Ein unermessner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
 Nächst um ihn her mit mattem Strahl beschienen,
 Ein streitendes Gestaltenheer,
 Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
 Und ungesellig, rauh wie er,
 110 Mit tausend Kräften auf ihn zielten —
 So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
 Durch der Begierde blinde Fessel nur
 An die Erscheinungen gebunden,
 Entfloß ihm, ungenossen, unempfundnen,
 115 Die schöne Seele der Natur.

- Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
 Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
 Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
 Und lerntet in harmon'schem Band
 120 Gesellig sie zusammengatten.
 Leichtschwebend fühlte sich der Blick
 Vom schlanken Wuchs der Zeder aufgezo-gen,
 Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
 Die hüpfende Gestalt zurück.
 125 Wie konntet ihr des schönen Wink's verfehlen,
 Womit euch die Natur hilfreich entgegenkam?
 Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
 Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm:
 Von ihrem Wesen abgeschieden,
 130 Ihr eignes liebliches Phantom,
 Warf sie sich in den Silberstrom,
 Sich ihrem Räuber anzubieten.
 Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
 135 Schuft ihr im Sand, im Ton den holden Schatten nach;
 Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.

Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

140 Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Berrieten die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
145 Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floss aus dem Haberrohr,
150 Und Siegestaten lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträucher schon in einen Kranz gewunden,
155 Und eine zweite, höhere Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
160 Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß untertan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen;
Des Mäoniden Harse stimmt voran.

165 Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch getan!

In lustigen, geselligeren Paaren
 170 Riß sie des Sängers Feier nach,
 Der von Titanen sang und Riesenschlachten
 Und Löwentötern, die, so lang' der Sänger sprach,
 Aus seinen Hörern Helden machten.
 Zum erstenmal genießt der Geist,
 175 Erquickt von ruhigeren Freuden,
 Die aus der Ferne nur ihn weiden,
 Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
 Die im Genuße nicht verschneiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenenschlase
 180 Die freie schöne Seele los;
 Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
 Der Sorge in der Freude Schoß.
 Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
 Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
 185 Und der erhabne Fremdling, der Gedanke
 Sprang aus dem staunenden Gehirn.
 Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
 Das königliche Angesicht,
 Schon dankte nach erhabnen Fernen
 190 Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
 Das Lächeln blühte auf der Wange,
 Der Stimme seelenvolles Spiel
 Entfaltete sich zum Gesange,
 Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
 195 Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
 Entquollen dem befeelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
 Umschlungen von des Sinnes Lust,
 Erkenntet ihr in seiner Brust
 200 Den edlen Keim der Geisterliebe.

Daß von des Sinnes niederm Triebe
 Der Liebe beßrer Keim sich schied,
 Dankt er dem ersten Hirtenlied.
 Geadelt zur Gedankenwürde
 205 Floß die verschämtere Begierde
 Melodisch aus des Sängers Mund.
 Sanft glühten die betauten Wangen,
 Das überlebende Verlangen
 Verkündigte der Seelen Bund.

210 Der Weisen Weisestes, der Milben Milde,
 Der Starcken Kraft, der Edeln Grazie
 Vermähltet ihr in einem Bilde
 Und stelltet es in eine Glorie.
 Der Mensch erbehte vor dem Unbekannten,
 215 Er liebte seinen Widerschein,
 Und herrliche Heroen brannten,
 Dem großen Wesen gleich zu sein.
 Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen,
 Ihr liebet ihn in der Natur ertönen.

220 Der Leidenschaften wilden Drang,
 Des Glückes regellose Spiele,
 Der Pflichten und Instinkte Zwang
 Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
 Mit strengem Nichtsheit nach dem Ziele.
 225 Was die Natur auf ihrem großen Gange
 In weiten Fernen auseinanderzieht,
 Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
 Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
 Vom Eumenidenchor geschreckt,
 230 Zieht sich der Mord, auch nie entdeckt,
 Das Loß des Todes aus dem Lied.
 Lang', eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,

Löst eine Fias des Schicksals Rätselsfragen
 Der jugendlichen Vorwelt auf;
 235 Still wandelte von Thespis' Wagen
 Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den großen Weltenlauf
 Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
 Als des Geschickes dunkle Hand,
 240 Was sie vor eurem Auge schnürte,
 Vor eurem Aug' nicht auseinanderband,
 Das Leben in die Tiefe schwand,
 Eh' es den schönen Kreis vollführte —
 Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
 245 Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht,
 Da stürztet ihr euch ohne Beben
 In des Avernus schwarzen Ozean
 Und traset das entflohne Leben
 Jenseits der Urne wieder an,
 250 Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
 An Rastor angelehnt, ein blühend Polluxbild,
 Der Schatten in des Mondes Angesichte,
 Eh' sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
 255 Schwang sich der schaffende Genie.
 Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
 Aus Harmonien Harmonie.
 Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
 Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
 260 Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
 Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
 Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
 Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen,
 Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
 265 Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
 Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
 Die sich in heißen Kämpfen üben,
 Erweitern euren Schöpfungskreis.

270 Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
 Dankbar die Kunst mit sich empor,
 Und neue Schönheitswelten springen
 Aus der bereicherten Natur hervor.

Des Wissens Schranken gehen auf,
 275 Der Geist, in euren leichten Siegen
 Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
 Ein künstlich All von Reizen zu durchheilen,
 Stellt der Natur entlegenere Säulen,
 Greilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
 280 Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
 Mißt sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
 Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten,
 Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.
 In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
 285 Leht er den Sphären seine Harmonie,
 Und preiset er das Weltgebäude,
 So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
 Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
 290 Der Schönheit goldner Gürtel webet
 Sich mild in seine Lebensbahn;
 Die selige Vollendung schwebet
 In euren Werken siegend ihm voran.
 Wohin die laute Freude eilet,
 295 Wohin der stille Kummer flieht,
 Wo die Betrachtung denkend weilet,
 Wo er des Glends Tränen sieht,

- Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
 Folgt ihm ein Harmonienbach,
 300 Sieht er die Guldgöttinnen spielen
 Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
 Der lieblichen Begleitung nach.
 Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
 Wie die Erscheinungen um ihn
 305 In weichem Umriss ineinandereschwinden,
 Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
 Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
 Das seine Sinne wollustreich umfließt,
 Und der hinschmelzende Gedanke schließt
 310 Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
 Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
 Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
 Empfängt er das Geschloß, das ihn bedräut,
 Mit freundlich dargebotnem Busen
 315 Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

- Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
 Erfreunde Begleiter durch das Leben,
 Das Edelste, das Teuerste, was sie,
 Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
 320 Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
 Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
 Kein Zufall mehr mit ehrnem Zepter ihm gebeut,
 Dies dankt euch — eure Ewigkeit
 Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
 325 Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
 Der Freude Götter lustig scherzen,
 Der holde Traum sich lieblich spinnt,
 Dafür seid liebevoll umfassen!

- Dem prangenden, dem heitern Geist,
 330 Der die Notwendigkeit mit Grazie umzogen,

- Der seinen Äther, seinen Sternbogen
 Mit Muth uns bedienen heißt,
 Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzückt
 Und zum Verheeren selbst sich schmückt,
 335 Dem großen Künstler ahmt ihr nach.
 Wie auf dem spiegelhellen Bach
 Die bunten Ufer tanzend schweben,
 Das Abendrot, das Blütenfeld,
 So schimmert auf dem dürrt'gen Leben
 340 Der Dichtung muntre Schattenwelt.
 Ihr führet uns im Brautgewande
 Die fürchterliche Unbekannte,
 Die unerweichte Parze vor.
 Wie eure Urnen die Gebeine,
 345 Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
 Der Sorgen schauervollen Chor.
 Jahrtausende hab' ich durchheilet,
 Der Vorwelt unabsehblich Reich:
 Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
 350 Wie traurig liegt sie hinter euch!

- Die einst mit flüchtigem Gefieder
 Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
 In eurem Arm fand sie sich wieder,
 Als durch der Zeiten stillen Sieg
 355 Des Lebens Blüte von der Wange,
 Die Stärke von den Gliedern wich
 Und traurig, mit entnervtem Gange,
 Der Greis an seinem Stabe schlich.
 Da reichtet ihr aus frischer Quelle
 360 Dem Lechzenden die Lebenswelle;
 Zweimal verjüngte sich die Zeit,
 Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
 Entrisset ihr den letzten Opferbrand
 365 Des Orients entheiligten Altären
 Und brachtet ihn dem Abendland.
 Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
 Der junge Tag, im Westen neu empor,
 Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
 370 Verjüngte Blüten Joniens hervor.
 Die schönere Natur warf in die Seelen
 Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
 Und prangend zog in die geschmückten Seelen
 Des Lichtes große Göttin ein.
 375 Da sah man Millionen Ketten fallen,
 Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
 Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
 So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
 Mit immer hoher Freudensfülle
 380 Genießt ihr das gegebne Glück
 Und tretet in der Demut Hülle
 Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens freigegebenen Bahnen
 Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift
 385 Und trunken von siegrufenden Pöänen
 Mit rascher Hand schon nach der Krone greift,
 Wenn er mit niederm Söldnerlohne
 Den edlen Führer zu entlassen glaubt
 Und neben dem geträumten Throne
 390 Der Kunst den ersten Sklavenplatz erlaubt:
 Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
 Schwebt glänzend über eurem Haupt.
 Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
 Begann die seelenbildende Natur;

395 Mit euch, dem freund'gen Erntekranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Ton, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermessnes Reich.

400 Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereiset,

405 Zum Kunstwerk wird geadelt sein,
Wenn er auf einen Hügel mit euch steigt
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Tal — auf einmal zeigt.

Je reicher ihr den schnellen Blick vergnügt,

410 Je höhre, schönre Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist,
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele,

415 Dem reichern Strom der Schönheit aufgetan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Rätsel treten aus der Nacht,

420 Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.

425 So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,

Durch immer höhere Höhen und immer schönere Schöne
 Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
 Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
 430 Noch eine glückliche Begeisterung,
 Des jüngsten Menschenalters Dichterschwingung,
 Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
 Umleuchtet von der Feuerkrone,
 435 Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
 Entschleiert — als Urania,
 So schneller nur von ihm erhaschet,
 Je schöner er von ihr geflohn!
 So süß, so selig überraschet
 440 Stand einst Ulyssens edler Sohn,
 Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
 Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
 Bewahret sie!
 445 Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
 Der Dichtung heilige Magie
 Dient einem weisen Weltenplane,
 Still lenke sie zum Ozeane
 Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
 450 Die ernste Wahrheit zum Gedichte
 Und finde Schutz in der Ramönen Chor.
 In ihres Glanzes höchster Fülle,
 Furchtbarer in des Reizes Hülle,
 455 Erstehe sie in dem Gesange
 Und räche sich mit Siegesklänge
 An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Söhne,
 Schwingt euch mit festem Angesicht
 460 Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
 Um andre Kronen buhlet nicht!
 Die Schwester, die euch hier verschwunden,
 Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
 Was schöne Seelen schön empfunden,
 465 Muß trefflich und vollkommen sein.
 Erhebet euch mit kühnem Flügel
 Hoch über euren Zeitenlauf,
 Fern dämmre schon in eurem Spiegel
 Das kommende Jahrhundert auf!
 470 Auf tausendsach verschlungenen Wegen
 Der reichen Mannigfaltigkeit
 Kommt dann umarmend euch entgegen
 Am Thron der hohen Einigkeit!
 Wie sich in sieben milden Strahlen
 475 Der weiße Schimmer lieblich bricht,
 Wie sieben Regenbogenstrahlen
 Zerrinnen in das weiße Licht —
 So spielt in tausendfacher Klarheit
 Bezaubernd um den trunkenen Blick,
 480 So fließt in einen Bund der Wahrheit,
 In einen Strom des Lichts zurück!

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
 Fließt das zephyrleichte Leben
 Im Olymp den Seligen dahin.
 Monde wechseln, und Geschlechter fliehen,
 5 Ihrer Götterjugend Rosen blühen
 Wandellos im ewigen Ruin.

10 Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
 Bleibt dem Menschen nur die lange Wahl;
 Auf der Stirn des hohen Uraniden
 Leuchtet ihr vermählter Strahl.

15 Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frei sein in des Todes Reichen,
 Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
 Des Genusses wandelbare Freuden
 20 Rächet schnellig der Begierde Flucht.
 Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
 Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
 Ewig sie des Orkus Pflicht.

25 Nur der Körper eignet jenen Mächten,
 Die das dunkle Schicksal flechten;
 Aber frei von jeder Zeitgewalt,
 Die Gespielin seliger Naturen,
 Wandelt oben in des Lichtes Fluren
 30 Göttlich unter Göttern die Gestalt.
 Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
 Werft die Angst des Irdischen von euch,
 Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
 In des Ideales Reich!

35 Jugendlich, von allen Erdenmalen
 Frei, in der Vollendung Strahlen
 Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
 Wie des Lebens schweigende Phantome
 Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
 Wie sie stand im himmlischen Gefild,
 Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
 Die Unsterbliche herunterstieg.

40 Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwanke, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
45 Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbelstanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
50 Freudig das erslogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zer schlagen
55 Und mit krachendem Getöse die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
60 Wenn der Schwächling unter sinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
65 Und auf seiner Wellen Silberlande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhet hier die ausgeföhnten Triebe,
70 Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
 Mit dem Stoff sich zu vermählen,
 Tatenvoll der Genius entbrennt,
 Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
 75 Und beharrlich ringend unterwerfe
 Der Gedanke sich das Element.
 Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
 Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
 Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
 80 Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
 Und im Staube bleibt die Schwere
 Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
 Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
 85 Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
 Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 In des Sieges hoher Sicherheit;
 Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
 90 Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
 Steht vor des Gesetzes Größe,
 Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
 Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
 95 Eure Tugend, vor dem Ideale
 Fliehe mutlos die beschämte Tat.
 Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
 Über diesen grauenvollen Schlund
 Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
 100 Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken,

Und die Furchtersehnung ist entflohn,
 Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
 105 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 110 Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen,
 Wenn Saokoön der Schlangen
 Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
 Da empöre sich der Mensch! Es schlage
 115 An des Himmels Wölbung seine Klage
 Und zerreiße ener fühlend Herz!
 Der Natur furchtbare Stimme siege,
 Und der Freude Wange werde bleich,
 Und der heil'gen Sympathie erliege
 120 Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
 Wo die reinen Formen wohnen,
 Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
 Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
 125 Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
 Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
 Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
 Auf der Donnerwolke duft'gem Tau
 Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
 130 Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
 Ging in ewigem Gefechte
 Einst Meid des Lebens schwere Bahn,
 Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,

135 Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
 Lebend in des Totenschiffers Kahn.
 Alle Plagen, alle Erdenlasten
 Wälzt der unverföhnten Göttin List
 Auf die will'gen Schultern des Verhafteten,
 140 Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
 Flammend sich vom Menschen scheidet
 Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
 Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
 145 Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
 Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
 Des Olympus Harmonien empfangen
 Den Verklärten in Kronions Saal,
 Und die Göttin mit den Rosenwangen
 150 Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
 Auch mir hat die Natur
 An meiner Wiege Freude zugeschworen;
 Auch ich war in Arkadien geboren,
 5 Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.
 Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
 Mir hat er abgeblüht.
 Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
 Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
 10 Und die Erscheinung flieht.
 Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
 Furchtbare Ewigkeit.

Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!

Ich bring' ihn unzerbrochen dir zurücke,

15 Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,

Verhüllte Richterin.

Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,

Du thronest hier mit des Gerichtes Wage

20 Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen

Und Freuden auf den Redlichen.

Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,

Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen

25 Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,

Hier endige des Dulders Dornenbahn.

Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,

Die meisten flohen, wenige nur kannten,

30 Hielt meines Lebens raschen Zügel an:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,

Gib deine Jugend mir!

Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“

Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,

35 Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,

Gib deine Laura mir!

Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“

Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen

40 Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten,
 Hohnlächelte die Welt,
 „Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
 Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
 45 Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

Frech wigelte das Schlangenheer der Spötter:
 „Vor einem Wahn, den nur Verjährung weicht,
 Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
 Des kranken Weltplans schlaue erdachte Retter,
 50 Die Menschenwitz des Menschen Notdurst leich?

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
 Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
 Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
 Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
 55 Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.

„Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
 Die Mumie der Zeit,
 Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
 Behausungen des Grabes hingehalten,
 60 Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

„Für Hoffnungen — Verweisung strast sie Lügen —
 Gabst du gewisse Güter hin?
 Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen;
 Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
 65 Der Meldung tat von der Vergelterin?“

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
 Die blühende Natur
 blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
 Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
 70 Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
 Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
 Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
 Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
 75 Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“

Rief unsichtbar ein Genius.

„Zwei Blumen,“ rief er, „hört es, Menschenkinder,
 Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,

80 Sie heißen Hoffnung und Genuß.

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre

Die andre Schwester nicht.

Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
 Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.

85 Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,

Dein Glaube war dein zugewognes Glück.

Du könntest deine Weisen fragen:

Was man von der Minute ausgeschlagen,

90 Gibt keine Ewigkeit zurück.“

An Goethe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
 Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
 Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
 Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
 5 Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
 Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert —
 Du opferst auf zertrümmerten Altären
 Der Astermuse, die wir nicht mehr ehren?

10 Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
 Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
 Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
 Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt;
 Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
 Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
 15 Und auf der Spur des Griechen und des Briten
 Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven Enien, Despoten walten,
 Wo sich die eitle Altergröße bläht,
 Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
 20 Von keinem Ludwig wird es ausgefät;
 Aus eigener Fülle muß es sich entfalten,
 Es borget nicht von ird'scher Majestät,
 Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
 Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

25 Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen,
 Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
 Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
 Charakterloser Minderjährigkeit;
 Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
 30 Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit:
 Geflügelt fort entführen es die Stunden,
 Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

35 Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
 In seinem Raume drängt sich eine Welt,
 Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
 Nur der Natur getreues Bild gefällt,
 Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
 Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
 Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
 40 Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
 Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn:
 Nur Schatten und Idole kann er tragen,
 Und drängt das rohe Leben sich heran,
 45 So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
 Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
 Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
 Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
 50 Wird eine Idealwelt aufgetan;
 Nichts sei hier wahr und wirklich als die Träne,
 Die Nüßrung ruht auf keinem Sinnenwahn.
 Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
 Sie kündigt nichts als eine Fabel an
 55 Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
 Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst, vom Schauplatz zu verschwinden,
 Ihr wildes Reich behauptet Phantasie,
 Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
 60 Das Niedrigste und Höchste menget sie;
 Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
 Er schwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
 Gebannt in unveränderlichen Schranken
 Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene,
 65 Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
 Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
 Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
 Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
 70 In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
 Zum ernststen Tempel füget sich das Ganze,
 Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden:
 Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
 75 Des falschen Anstands prunkende Gebärden
 Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
 Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
 Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
 Zu reinigen die oft entweihte Szene
 80 Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
 Den Menschen zu. Nehmt, sie soll euer sein!
 Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen —
 Doch theilt euch brüderlich darein!

5 Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
 Es regte sich geschäftig jung und alt.
 Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
 Der Junker hirschte durch den Wald.

10 Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
 Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
 Der König sperrt die Brücken und die Straßen
 Und sprach: der Behente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
 Naht der Poet, er kam aus weiter Fern' —
 15 Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
 Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! so soll denn ich allein von allen
 Vergessen sein, ich, dein getreuester Sohn?
 So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
 20 Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
 Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
 Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
 Ich war, sprach der Poet, bei dir.

25 Mein Auge hing an deinem Angesichte,
 An deines Himmels Harmonie mein Ohr —
 Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
 Berauscht, das Irdische verlor!

30 Was tun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
 Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
 Willst du in meinem Himmel mit mir leben —
 So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
 Mag der Franke mit den Waffen
 Führen nach der Seine Strand,
 Und in prangenden Museen
 5 Zeig' er seine Siegstrophäen
 Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
 Nie von den Gestellen steigen
 In des Lebens frischen Reihn.
 10 Der allein besitzt die Musen,
 Der sie trägt im warmen Busen —
 Dem Vandalen sind sie Stein.

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch' Alter blühte,
 Keines Mediceers Güte
 Lächelte der deutschen Kunst;
 Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
 5 Sie entsaltete die Blume
 Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
 Von des großen Friedrichs Throne
 Ging sie schutzlos, ungeehrt.
 10 Rühmend darf's der Deutsche sagen,
 Höher darf das Herz ihm schlagen:
 Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,
 Darum strömt in vollern Wogen
 15 Deutscher Varden Hochgesang;
 Und in eigner Fülle schwellend
 Und aus Herzens Tiefen quellend,
 Spottet er der Regeln Zwang.

Pegasus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
 Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln —
 Bracht' einst ein hungriger Poet
 Der Musen Roß, es zu verhandeln.

5 Hell wieherte der Hippograpp
 Und bäumte sich in prächtiger Parade,
 Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
 Das edle, königliche Tier! Nur schade,

- Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
 10 Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
 Die Rasse, sagen sie, sei rar,
 Doch wer wird durch die Lust entschieren?
 Und keiner will sein Geld verlieren.
 Ein Pächter endlich faßte Mut.
 15 Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
 Doch die kann man ja binden oder stützen,
 Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
 Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
 Der Tauscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
 20 Schlägt hurtig ein. Ein Mann, ein Wort!
 Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

- Das edle Tier wird eingespannt.
 Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
 So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
 25 Und wirft, von edeln Grinns entbrannt,
 Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
 Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
 Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon
 Flug.

- Doch morgen fahr' ich Passagiere,
 30 Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
 Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen —
 Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
 Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der
 Wagen.

- 35 Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
 Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
 Verläßt es bald der Räder sichere Spur,
 Und treu der stärkeren Natur

Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und
Hecken;

- 40 Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerfchellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

- 45 Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen;
Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.

- 50 Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Oh' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's gefunden!
Ruft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

- 55 Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Dchs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
60 Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

- 65 Verwünschtes Tier! bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
So bist du denn zum Acker selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

- Judem er noch in seines Bornes Wut
 70 Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
 Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
 Die Zither klingt in seiner leichten Hand
 Und durch den blonden Schmuck der Haare
 Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
 75 Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
 Ruft er den Bau'r von weitem an.
 Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
 Ich bitte dich, welch ein Gespann!
 Willst du auf eine kleine Weile
 80 Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
 Gib Acht, du sollst dein Wunder schaun.

- Der Hippogryph wird ausgespannt,
 Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den
 Rücken.
 Raum fühlt das Tier des Meisters sichere Hand,
 85 So knirscht es in des Zügels Band
 Und steigt, und Blitze sprühen aus den beseelten Blicken.
 Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
 Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
 Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
 90 Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan —
 Und eh' der Blick ihm folgen kann,
 Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Das verschleierte Bild zu Saïs.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
 Nach Saïs in Agypten trieb, der Priester
 Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
 Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchleitet;

- 5 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
 Und kaum besänftigte der Hierophant
 Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
 Wenn ich nicht alles habe?“ sprach der Jüngling.
 „Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
 10 Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
 Nur eine Summe, die man größer, kleiner
 Besitzen kann und immer doch besitzt?
 Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
 Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
 15 Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen —
 Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang'
 Das schöne All der Töne fehlt und Farben.“

- Indem sie einst so sprachen, standen sie
 In einer einsamen Rotonde still,
 20 Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
 Dem Jüngling in die Augen fiel. Bewundert
 Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
 Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?“
 „Die Wahrheit,“ ist die Antwort. „Wie?“ ruft jener,
 25 „Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
 Gerade ist es, die man mir verhüllt?“

- „Das mache mit der Gottheit aus,“ versetzt
 Der Hierophant. „Rein Sterblicher, sagt sie,
 Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
 30 Und wer mit ungeweihter schuld'ger Hand
 Den heiligen, verbotnen früher hebt,
 Der, spricht die Gottheit —“ „Nun?“ „Der sieht die
 Wahrheit.“
 „Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
 Du hättest also niemals ihn gehoben?“
 35 „Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
 Versucht.“ „Das faß' ich nicht. Wenn von der Wahrheit

Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —
 „Und ein Gesetz,“ fällt ihm sein Führer ein.
 „Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
 40 Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
 Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause.
 Ihm raubt des Wissens brennende Begier
 Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
 45 Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
 Führt unfreiwillig ihn der seltene Tritt.
 Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
 Und mitten in das Innre der Ktonde
 Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

50 Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
 Den Einsamen die lebenslose Stille,
 Die nur der Tritte hohler Widerhall
 In den geheimen Grästen unterbricht.
 Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
 55 Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
 Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
 Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
 In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt —
 60 Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
 Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
 Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
 Unglücklicher, was willst du tun? so ruft
 In seinem Innern eine treue Stimme.
 65 Versuchen den Allheiligen willst du?
 Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
 Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.

Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
 Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
 70 „Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf —“
 Er ruft's mit lauter Stimm' — „Ich will sie schauen.“
 Schauen!
 Gelst ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
 75 Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?
 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
 So fanden ihn am andern Tag die Priester
 Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
 Was er allda gesehen und erfahren,
 80 Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
 War seines Lebens Heiterkeit dahin,
 Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
 „Weh dem,“ dies war sein warnungsvolles Wort,
 Wenn ungestüme Trager in ihn drangen,
 85 „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
 Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
 Von bessern künftigen Tagen,
 Nach einem glücklichen goldenen Ziel
 Sieht man sie rennen und jagen;
 5 Die Welt wird alt und wird wieder jung,
 Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
 Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
 Den Jüngling locket ihr Zaubererschein,
 10 Sie wird mit dem Greis nicht begraben;

Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,

Erzeugt im Gehirne des Toren,

15 Im Herzen kündet es laut sich an:

Zu was Besserm sind wir geboren.

Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Licht und Wärme.

Der beste Mensch tritt in die Welt

Mit fröhlichem Vertrauen,

Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,

Auch außer sich zu schauen,

5 Und weilt, von edlem Eifer warm,

Der Wahrheit feinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng!

Hat er es erst erfahren,

Da sucht er in dem Weltgedräng

10 Sich selbst nur zu bewahren;

Das Herz, in kalter stolzer Ruh,

Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Gut,

Der Wahrheit helle Strahlen.

15 Wohl denen, die des Wissens Gut

Nicht mit dem Herzen zahlen.

Drum paart, zu eurem schönsten Glück,

Mit Schwärmer's Ernst des Weltmanns Blick.

Breite und Tiefe.

Es glänzen viele in der Welt,
 Sie wissen von allem zu sagen,
 Und wo was reizet und wo was gefällt,
 Man kann es bei ihnen erfragen;
 5 Man dächte, hört man sie reden laut,
 Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
 Ihr Leben war verloren:
 Wer etwas Treffliches leisten will,
 10 Hätt' gern was Großes geboren,
 Der sammle still und unerjählt
 Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
 Mit üppig prangenden Zweigen,
 15 Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
 Doch können sie Früchte nicht zeugen;
 Der Kern allein im schmalen Raum
 Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Sprüche des Konfucius.

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
 Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
 Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
 Ewig still steht die Vergangenheit.

5 Keine Ungeduld besflügelt
 Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
 Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
 Ihren Lauf, wenn sie enteilt.

10 Keine Keu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise,
Nimm die zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat.
15 Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
5 Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
10 Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Nur Beharrung führt zum Ziel,
15 Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Die Gunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Vieder
Frisk und grün geflochten sein.

5 Aber wem der Götter bringen
 Wir des Liedes ersten Zoll?
 Ihn vor allen laßt uns singen,
 Der die Freude schaffen soll!

 Denn was frommt es, daß mit Leben
 10 Ceres den Altar geschmückt?
 Daß den Purpursaft der Neben
 Bacchus in die Schale drückt?

 Zückt vom Himmel nicht der Funken,
 Der den Herd in Flammen setzt,
 15 Ist der Geist nicht feuertrunken
 Und das Herz bleibt unergetzt.

 Aus den Wolken muß es fallen,
 Aus der Götter Schoß, das Glück,
 Und der mächtigste von allen
 20 Herrschern ist der Augenblick.

 Von dem allerersten Werden
 Der unendlichen Natur —
 Alles Göttliche auf Erden
 Ist ein Lichtgedanke nur.

25 Langsam in dem Lauf der Horen
 Füget sich der Stein zum Stein,
 Schnell, wie es der Geist geboren,
 Will das Werk empfunden sein.

 Wie im hellen Sonnenblicke
 30 Sich ein Farbenteppich webt,
 Wie auf ihrer bunten Brücke
 Iris durch den Himmel schwebt —

35 So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Poesie des Lebens.

Un * * *

„Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit erborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trügerischem Besitz die Hoffnung hintergehen?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.“

⁵ Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel
schwinden,

Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden —
Er lernt sich selber überwinden,

10 Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur desto unterwürf'ger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft sieht,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?"

15 So ruffst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sichern Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernstestn Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schar,
20 Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Veier
Und Hermes seinen Wunderstab,

- 25 Des Traumes rosenfarbner Schleier
 Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab —
 Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
 Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
 Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
 30 Sie sieht in ihrem Götterkinde
 Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
 Der Schönheit Jugendbild veraltet,
 Auf deinen Rippen selbst erkaltet
 Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
 35 Ergreift dich die Versteinerung.
-

Die Macht des Gesanges.

- Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
 Er kommt mit Donners Ungeßüm,
 Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
 Und Eichen stürzen unter ihm;
 5 Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
 Hört ihn der Wanderer und lauscht,
 Er hört die Flut vom Felsen brausen,
 Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
 So strömen des Gesanges Wellen
 10 Hervor aus nie entdeckten Quellen.
- Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
 Die still des Lebens Faden drehn,
 Wer kann des Sängers Zauber lösen,
 Wer seinen Tönen widerstehn?
 15 Wie mit dem Stab des Götterboten
 Beherrscht er das bewegte Herz:
 Er taucht es in das Reich der Toten,
 Er hebt es staunend himmelwärts

20 Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt —
25 Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
30 Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gefanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
35 Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
40 So lang' des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
45 So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gefang zurück,
In der Natur getreuen Armen
50 Von kalten Regeln zu erwarmen.

Sängers Abschied.

Die Muse schweigt. Mit jungfräulichen Wangen,
 Erröten im verschämten Angesicht,
 Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
 Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
 5 Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
 Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
 Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
 Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
 10 Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
 Mit schönern Phantasien es umgeben,
 Zu höheren Gefühlen es geweiht;
 Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schweben,
 Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
 15 Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
 Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Venz erwacht, auf den erwärmten Tristen
 Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
 Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
 20 Den Himmel füllt ein muntre Sängerkhor,
 Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
 Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
 Der Venz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
 Und keine bleibt von allen, welche kamen.



Anhang

An den Frühling.

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

5

Gi! ei! da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

10

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Gi, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

15

Fürs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du gibst es mir?

20

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!

Phantasie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
 Der an Körper Körper mächtig reißt!
 Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
 Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

6 Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
 Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
 Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
 Bunte Birkel um die Fürstin ziehn.

10 Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
 Jedes rollende Gestirn,
 Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
 Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

15 Sonnenstäubchen paart mit Sonnenfläbchen
 Sich in trauter Harmonie,
 Sphären in einander lenkt die Liebe,
 Weltsysteme dauern nur durch sie.

20 Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
 Trümmern aus einander springt das All,
 In das Chaos donnern eure Welten,
 Weint, Newton, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
 Sie erstarren in der Körper Tod;
 Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
 Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

25 Und was ist's, das, wenn mich Laura küßet,
 Purpurflammen auf die Wangen geußt,
 Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
 Fiebrisch wild mein Blut von himmen reißt?

30 Aus den Schranken schwellen alle Sennen,
 Seine Ufer überwallt das Blut,
 Körper will in Körper überstürzen,
 Todern Seelen in vereinter Blut.

Gleich allmächtig wie dort in der toten
 Schöpfung ew'gem Federtrieb
 35 Herrscht im arachneischen Gewebe
 Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
 Wilder Schmerzen Überschwung,
 An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
 40 Starrende Verzweiflung.

Schwesterliche Wollust mildert
 Düst'rer Schwermut Schauernacht,
 Und entbunden von den goldnen Kindern
 Strahlt das Auge Sonnenpracht.

45 Waltet nicht auch durch des Übels Reiche
 Fürchterliche Sympathie?
 Mit der Hölle buhlen unsre Laster,
 Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangengewirbel
 50 Scham und Keu, das Eumenidenpaar,
 Um der Größe Adlerflügel windet
 Sich verrätrisch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
 Um das Glück zu klammern sich der Neid,
 55 Ihrem Bruder Tode zuzuspringen,
 Öffnen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
 In die Arme der Vergangenheit,

- 60 Lange sucht der fliehende Saturnus
 Seine Braut — die Ewigkeit.

 Einst — so hör' ich das Orakel sprechen —
 Einsten hascht Saturn die Braut:
 Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
 Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

 65 Eine schönere Aurora rötet,
 Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
 Die so lang' als Jener Brautnacht dauert —
 Laura! Laura! freue dich!
-

Laura am Klavier.

- Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
 Laura, ists zur Statue entgeistert,
 Iht entkörperst steh' ich da.
 Du gebietest über Tod und Leben,
 5 Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
 Seelen fordert Philadelphia.

 Ehrerbietig leiser rauschen
 Dann die Rüste, dir zu lauschen;
 Hingeschmiedet zum Gesang
 10 Stehn im ew'gen Wirbelgang,
 Einzuziehn die Wonneseule,
 Rauschende Naturen stille.
 Zauberin! mit Tönen, wie
 Mich mit Blicken, zwingst du sie.

 15 Seelenvolle Harmonien wimmeln,
 Ein wollüstig Ungekrüm,
 Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
 Reugeborne Seraphim;

Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
 20 Aufgejagt vom Schöpfungsturm, die Sonnen
 Funkelnd führen aus der Nacht,
 Strömt der Töne Zaubermacht.

Lieblieh ißt, wie über glatten Riefeln
 Silberhelle Fluten rieseln,
 25 Majestätisch prächtig nun
 Wie des Donners Orgelton,
 Stürmend von hinnen ißt, wie sich von Felsen
 Raufschende schäumende Gießbäche wälzen,
 Holdes Gefäusel bald,
 30 Schmeichlerisch linde,
 Wie durch den Eichenwald
 Buhlende Winde —

Schwerer nun und melancholisch düster,
 Wie durch toter Wüsten Schauernachtgeflüster,
 35 Wo verlornes Heulen schweift,
 Tränenwellen der Cocytus schleift.

Mädchen, sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
 Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
 Ist's die Sprache, lüg mir nicht,
 40 Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
 Wahn' ich — mich in Himmelmajenglanz zu lichten,
 Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt;
 Ätherlüfte träum' ich einzufaugen,
 5 Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
 Himmelblauem Spiegel schwimmt.

10 Feiertklang aus Paradieses Fernen,
 Harfenschwung aus angenehmen Sternen
 Ras' ich in mein trunkenes Ohr zu ziehn;
 Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
 Wenn von deinem wollustheißen Munde
 Silbertöne ungern fliehn.

15 Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
 Hinter dir die trunkenen Fichten springen,
 Wie von Orpheus' Saitenruf belebt;
 Rascher rollen um mich her die Pole,
 Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
 Flüchtig wie die Welle³ schwebt.

20 Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
 Könnten Leben durch den Marmor lächeln,
 Felsenadern Pulse leihn;
 Träume werden um mich her zu Wesen,
 Kann ich nur in deinen Augen lesen:
 Laura, Laura mein!

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

5 Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

10 Einstens hinter Pyrrhus Rücken,
 Stimmen Dichter ein,
 Sprang die Welt aus Felsenstücken,
 Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenkerzen
Nie in Glut gefacht.

15 Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Huben nicht die weichen Mäusen,
20 Nie mit Saitenharmonie.

Nach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenze
Nach Elysium.

25 Ungegrüßet stieg Aurora
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegrüßet sank die Sonne
In den Schoß des Meers.

Wild umirrten sie die Haine
30 Unter Lunas Nebelscheine,
Trugen eisern Joch.
Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Träne
Keine Götter noch.

*

35 Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
Getragen von Nixaden
Zu trunkenen Gestaden.

Ein jugendlicher Maienschwung
40 Durchweht, wie Morgendämmerung,

Auf das allmächt'ge Werde
 Luft, Himmel, Meer und Erde.
 Des holden Tages Auge lacht
 In düst'rer Wälder Mitternacht;
 Balsamische Narzissen
 Blühen unter ihren Füßen.

45

Schon flötete die Nachtigall
 Den ersten Sang der Liebe,
 Schon murmelte der Quellen Fall
 In weiche Bufen Liebe.

50

Glückseliger Pygmalion!
 Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
 Gott Amor überwinde!
 Umarme deine Kinder!

*

55

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

60

*

Unter goldnem Nektarschaum,
 Ein wollüst'ger Morgentraum,
 Ewig Lustgelage,
 Fliehn der Götter Tage.

65

Thronend auf erhabenem Sitz
 Schwingt Kronion seinen Blitz;
 Der Olympus schwankt erschrocken,
 Wallen zürnend seine Locken —
 Göttern läßt er seine Throne,
 Niedert sich zum Erdensohne,

70

Seuſzt arkadiſch durch den Hain;
 Zahme Donner untern Füßen,
 Schläft, gewiegt von Bedas Küssen,
 Schläft der Rieſentöter ein.

75 Majestät'sche Sonnenrosse
 Durch des Lichtes weiten Raum
 Leitet Phöbus' goldner Zaum,
 Völker stürzt sein rasselndes Geschosse;
 Seine weißen Sonnenrosse,
 80 Seine rasselnden Geschosse,
 Unter Lieb' und Harmonie,
 Ha! wie gern vergaß er sie!

*

 Vor der Gattin des Kroniden
 Beugen sich die Uraniden;
 85 Stolz vor ihrem Wagenthron
 Brüstet sich das Pfauenpaar,
 Mit der goldnen Herrscherkrone
 Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

 Schöne Fürstin! Ach, die Liebe
 90 Zittert, mit dem süßen Triebe
 Deiner Majestät zu nah.
 Und von ihren stolzen Höhen
 Muß die Götterkönigin
 Um des Reizes Gürtel sehen
 95 Bei der Herzenfesslerin.

*

 Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 100 Liebe macht den Himmel
 Himmliſcher — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

*

Liebe sonnt das Reich der Nacht,
 Amors süßer Zaubermacht
 Ist der Orkus untertänig:
 105 Freundlich blickt der schwarze König,
 Wenn ihm Ceres' Tochter lacht;
 Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
 Und den wilden Hüter zwangen
 110 Deine Lieder, Thrazier —
 Minos, Tränen im Gesichte,
 Mildete die Qualgerichte,
 Bärtlich um Megärens Wangen
 Küss'ten sich die wilden Schlangen,
 115 Keine Geißel klatzte mehr;
 Aufgejagt von Orpheus' Feier
 Flog von Tityos der Geier;
 Reiser hin am Ufer rauschten
 Bethe und Cocytus, lauschten
 120 Deinen Liedern, Thrazier!
 Liebe sangst du, Thrazier!

*

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 125 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

*

Durch die ewige Natur
 Düstet ihre Blumenspur,
 130 Weht ihr goldner Flügel.
 Winkte mir vom Mondenlicht

135 Aphroditeus Auge nicht,
 Nicht vom Sonnenhügel,
 Lächelte vom Sternenmeer
 Nicht die Göttin zu mir her —
 Stern' und Sonn' und Mondenlicht
 Regten mir die Seele nicht.
 Liebe, Liebe lächelt nur
 Aus dem Auge der Natur
 140 Wie aus einem Spiegel!

145 Liebe rauscht der Silberbach,
 Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
 Seele haucht sie in das Ach
 Klagenreicher Nachtigallen —
 Liebe, Liebe lispelt nur
 Auf der Laute der Natur.

150 Weisheit mit dem Sonnenblick,
 Große Göttin, tritt zurück,
 Weiche vor der Liebe!
 Nie Grobrern, Fürsten nie
 Beugtest du ein Sklavenknie,
 Beug' es jetzt der Liebe!

155 Wer die steile Sternenbahn
 Ging dir heldenkühn voran
 Zu der Gottheit Sitze?
 Wer zerriß das Heiligtum,
 Zeigte dir Elysium
 Durch des Grabes Rize?
 160 Lockte sie uns nicht hinein,
 Möchten wir unsterblich sein?
 Suchten auch die Geister
 Ohne sie den Meister?
 Liebe, Liebe leitet nur

165

Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister.

170

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

An Minna.

5

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme leicht'rer Thoren
Blühend mit dem Fächer ficht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

10

15

Von dem Sommerhute nickten
Stolze Federn, mein Geschenk;
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sei gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach, die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

20

Geh, umhüpfst von leeren Schmeichlern!
Geh, vergiß auf ewig mich!
Überliefert seilen Heuchlern,
Eitles Weib, veracht' ich dich.

Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
 Dir ein Herz, das edel schlug,
 Groß genug, den Schmerz zu tragen,
 Daß es einer Lövin schlug.

25 In den Trümmern deiner Schöne
 Seh' ich dich verlassen stehn,
 Weinend in die Blumenzone
 Deines Mai's zurücke sehn.
 Schwalben, die im Lenze minnen,
 30 Fliehen, wenn der Nordsturm weht;
 Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
 Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heißem Liebesgeize
 Deinem Fuß entgegenflohn,
 35 Zischen dem erloschnen Reize,
 Lachen deinem Winter Hohn.
 Ha! wie will ich dann dich höhnen!
 Höhnen? Gott bewahre mich!
 Weinen will ich bittre Tränen,
 40 Weinen, Minna, über dich!

Männerwürde.

Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?
 Wer's sagen kann, der springe
 Frei unter Gottes Sonn' einher
 Und hüpf' hoch und finge.

5 Zu Gottes schönem Ebenbild
 Kann ich den Stempel zeigen,
 Zum Born, woraus der Himmel quillt,
 Darf ich hinuntersteigen.

10 Und wohl mir, daß ich's darf und kann!
 Geh't 's Mädchen mir vorüber,
 Rußt's laut in mir: Du bist ein Mann!
 Und küsse sie so lieber.

15 Und röter wird das Mädchen dann,
 Und 's Mieder wird ihr enge.
 Das Mädchen weiß: ich bin ein Mann!
 Drum wird ihr 's Mieder enge.

20 Wie wird sie erst um Gnade schrein,
 ertapp' ich sie im Bade!
 Ich bin ein Mann, das fällt ihr ein —
 Wie schrie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann! mit diesem Wort,
 Begegn' ich ihr alleine,
 Sag' ich des Kaisers Tochter fort,
 So lumpigt ich erscheine.

25 Und dieses goldne Wörtchen macht
 Mir manche Fürstin holde.
 Mich ruft sie — habt indessen Wacht,
 Ihr Buben dort im Golde!

30 Ich bin ein Mann! das könnt ihr schon
 An meiner Feier riechen,
 Sie braust dahin im Siegeston,
 Sonst würde sie ja kriechen.

35 Aus eben diesem Schöpferfluß,
 Woraus wir Menschen werden,
 Quillt Götterkraft und Genius,
 Was mächtig ist auf Erden.

Tyrannen haßt mein Talisman
 Und schmettert sie zu Boden,

40 Und kann er's nicht, führt er die Bahn
Freiwillig zu den Toten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Roms Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

45 Seht ihr den Römer stolz und kraus
In Afrika dort sitzen?
Sein Aug' speit Feuerflammen aus,
Als säht ihr Hecla blitzen.

Da kommt ein Bube wohlgenut,
50 Gibt manches zu verstehen.
„Sprich, du hätt'st auf Karthagos Schutt
Den Marius gesehen!“

So spricht der stolze Römersmann,
Noch groß in seinem Falle.
55 Er ist nichts weiter als ein Mann,
Und vor ihm zittern alle.

Drauf taten seine Enkel sich
Ihr Erbteil gar abdrehen
Und huben jedermänniglich
60 Anmutig an, zu krähen.

Schmach dem lombardischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

65 Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

- Wie Wein, von einem Chemikus
 70 Durch die Retort' getrieben —
 Zum Teufel ist der Spiritus,
 Das Phlegma ist geblieben.

 Und fliehen jedes Weibsgesicht
 Und zittern, es zu sehen —
 75 Und dürften sie, und können nicht,
 Da möchten sie vergehen.

 Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
 Sein Glück wird sie betrüben —
 Wer keinen Menschen machen kann,
 80 Der kann auch keinen lieben.

 Drum tret' ich frei und stolz einher
 Und brüste mich und singe:
 Ich bin ein Mann! wer ist es mehr?
 Der hüpfte hoch und springe.
-

An einen Moralisten.

- Was zürnst du unsrer frohen Jugendweise
 Und lehrst, daß Lieben Tändeln sei?
 Du starrest in des Winters Eise
 Und schmäldest auf den goldnen Mai.

 5 Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
 Ein Held des Karnevals den deutschen Wirbel flogst,
 Ein Himmelreich in beiden Armen wiegtest
 Und Nektarduft von Mädchenlippen sogst —

 Na Seladon! wenn damals aus den Äschen
 10 Gewichen wär' der Erde schwerer Ball,
 Im Liebesknäul mit Julien verwachsen
 Du hättest überhört den Fall!

- O denk' zurück nach deinen Rosentagen
 Und lerne: die Philosophie
 15 Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen,
 Zu Göttern schaffst du Menschen nie.
 Wohl, wenn ins Eis des flügelnden Verstandes
 Das warme Blut ein bißchen muntrex springt!
 Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
 20 Was nie dem Sterblichen gelingt.
 Zwingt doch der irdische Gefährte
 Den gottgebornen Geist in Kerfermauern ein:
 Er wehrt mir, daß ich Engel werde —
 Ich will ihm folgen, Mensch zu sein.

Der Flüchtling.

- Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch,
 Purpurisch zuckt durch düstrex Tannen Ritzen
 Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
 In goldnen Flammen blitzen
 5 Der Berge Wolkenspitzen.
 Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
 Begrüßen erwachende Berchen die Sonne,
 Die schon in lachender Wonne
 Jugendlich schön in Aurora's Umarmungen glüht.
 10 Sei, Licht, mir gesegnet!
 Dein Strahlenguß regnet
 Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
 Wie silberfarb flittern
 Die Wiesen, wie zittern
 15 Tausend Sonnen im perlenden Tau!
 In säuselnder Kühle
 Beginnen die Spiele
 Der jungen Natur,

Die Zephyre kosen
 20 Und schmeicheln um Rosen,
 Und Düste beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
 Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
 Die Rosse, die Farren;
 25 Die Wagen erknarren
 Ins ächzende Thal.
 Die Waldungen leben,
 Und Adler und Falken und Habichte schweben
 Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
 30 Wohin soll ich wenden
 Am elenden Stab?
 Die lachende Erde
 Mit Jünglingsgebärde —
 35 Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenrot, und röte
 Mit purpurnem Russe Hain und Feld!
 Säufle nieder, Abendrot, und flöte
 Sanft in Schlummer die erstorbne Welt.
 40 Morgen — ach! du rötest
 Eine Totenflur,
 Ach! und du, o Abendrot, unflötest
 Meinen langen Schlummer nur.

Elysium.

Vorüber die stöhnende Klage!
 Elysiums Freudengelage
 Ersäufen jegliches Ach —

Elysiums Leben

5 Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein flötender Bach.

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde

Ewiger Mai;

10 Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude

Durchwaltet das Herz.

15 Hier mangelt der Name dem trauernden Leide,
Sanfter Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im säuselnden Schatten,

Veget die Bürde auf ewig dahin —

20 Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Gingesungen von Harfengezitter

Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,

Dessen Ohren Mordgebrüll umhallte,

25 Berge hobten unter dessen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,

Der wie Silber spielet über Rieseln;

Ihm verhallt wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,

30 Küssen sich auf grünen samtnen Matten,

Liebeskost vom Balsamweß;

Ihre Krone findet hier die Liebe,

Sicher vor des Todes strengem Niebe

Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
 Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
 Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres,
 Qualgepresstes Ach!

5 Schmerz verzerrt
 Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
 Ihren Rachen fluchend auf.
 Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
 Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
 10 Folgen träuend seinem Trauerlauf.
 Fragen sich einander ängstlich leise:
 Ob noch nicht Vollendung sei? —
 Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
 Bricht die Sense des Saturns entzwei.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
 Eine Wetterwolke,
 Durch die grüne Ebne schwanke der Marsch.
 Zum wilden eisernen Würfelspiel
 5 Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
 Blicke kriechen niederwärts,
 An die Rippen pocht das Männerherz,
 Vorüber an hohlen Totengesichtern
 Niederjagt die Front der Major:
 10 Halt!
 Und Regimente fesselt das starre Kommando.
 Lautlos steht die Front.
 Prächtig im glühenden Morgenrot
 Was blitzt dort her vom Gebirge?

- 15 Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
 Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
 Gott mit euch, Weib und Kinder!
 Lustig! hört ihr den Gesang?
 Trommelwirbel, Pfeifenklang
 20 Schmettert durch die Glieder —
 Wie braust es fort im schönen wilden Takt
 Und braust durch Mark und Bein!

Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

- 25 Schon fliegt es fort wie Wetterleucht,
 Dumpf brüllt der Donner schon dort,
 Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
 Die Losung braust von Heer zu Heer —
 Laß brausen in Gottes Namen fort!
 30 Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
 Eisen im wolkgigen Pulverdampf,
 Eisen fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich:

- 35 Fertig! heult's von P'loton zu P'loton.
 Auf die Kniee geworfen
 Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
 Lücken reißt die streifende Kartätsche,
 Auf Vormanns Kumpfe springt der Hintermann,
 40 Verwüstung rechts und links und um und um,
 Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
 Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
 Gott befohlen, Brüder!

- 45 In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
 Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
 Strauchelt über den Leichnamen —
 „Und auch du, Franz?“ — „Grüße mein Vottchen,
 Freund!“

- 50 Wilder immer wüthet der Streit —
 „Grüßen will ich“ — Gott! Kameraden! seht,
 Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
 „Grüßen will ich dein Vottchen, Freund!
 Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
 55 Regnet, stürz' ich Verlaßner hinein.“

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
 Finstren brütet auf dem Heer die Nacht —
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

- 60 Horch! was strampft im Galopp vorbei?
 Die Adjutanten fliegen,
 Dragoner rasseln in den Feind,
 Und seine Donner ruhen.
 Victoria, Brüder!
 65 Schrecken reißt die feigen Glieder,
 Und seine Fahne sinkt. —

- Entschieden ist die scharfe Schlacht,
 Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
 Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
 70 Stimmen schon Triumphgesang!
 Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
 In einer andern Welt wieder!
-

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
 Die Nasen eingespannt!
 Auch manchen Mann, auch manchen Held,
 Im Frieden gut und stark im Feld,
 Gebar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard,
 Mit Friedrich, Ludwig!
 Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
 Ist uns der Graf, der Eberhard,
 Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub, der Alerich,
 War gern, wo's eisern klang;
 Des Grafen Bub, der Alerich,
 Kein Fußbreit rückwärts zog er sich,
 Wenn's drauf und drunter sprang.

Die Reutlinger, auf unsern Glanz
 Erbittert, kochten Gift
 Und luhnten um den Siegeskranz
 Und wagten manchen Schwertertanz
 Und gürteten die Hüft'.

Er griff sie an — und siegte nicht
 Und kam gepantzt nach Haus;
 Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
 Der junge Kriegsmann floh das Licht,
 Und Tränen drangen 'raus.

Das wurmt ihm — Ha! ihr Schurken, wart!
 Und trug's in seinem Kopf.
 Auswehen, bei des Vaters Bart!
 Auswehen wollt' er diese Schar'
 Mit manchem Städterschopf.

Und Fehd' entbrannte bald darauf,
 Und zogen Roß und Mann
 Bei Döffingen mit hellem Hauf,
 Und heller ging's dem Junker auf,
 35 Und hurra! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Lösungswort
 War die verlorne Schlacht;
 Das riß uns wie die Windsbraut fort
 Und schmiß uns tief in Blut und Mord
 40 Und in die Lanzennacht.

Der junge Graf voll Löwengrimm
 Schwung seinen Heldenstab,
 Wild vor ihm ging das Ungeflüm,
 Geheul und Winseln hinter ihm
 45 Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Säbelhieb
 Sunk schwer auf sein Genick.
 Schnell um ihn her der Helden Trieb —
 Umsonst! umsonst! erstarret blieb
 50 Und sterbend brach sein Blick.

Bestürzung hemmt des Sieges Bahn,
 Laut weinte Feind und Freund —
 Hoch führt der Graf die Reiter an:
 Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
 55 Marsch, Kinder! In den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
 Die Rache spornt sie all,
 Rasch über Leichen ging's daher,
 Die Städtler laufen kreuz und quer
 60 Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
 Ins Lager froh zurück,
 Und Weib und Kind im Rundgesang
 Beim Walzer und beim Becherklang
 Lustfeiern unser Glück.

65

Doch unser Graf — was tät er ißt?
 Vor ihm der tote Sohn,
 Allein in seinem Zelte sitzt
 Der Graf, und eine Träne blitzt
 Im Aug' auf seinen Sohn.

70

Drum hangen wir so treu und warm
 Am Grafen, unserm Herrn.
 Allein ist er ein Heldenstern,
 Der Donner rast in seinem Arm,
 Er ist des Landes Stern.

75

Drum ihr dort außen in der Welt,
 Die Nasen eingespannt!
 Auch manchen Mann, auch manchen Held,
 Im Frieden gut und stark im Feld,
 Gebar das Schwabenland.

80

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten
 Flog einst Fortun' der Weisheit zu:
 „Ich will dir meine Schätze bieten,
 Sei meine Freundin du!

5

„Mit meinen reichsten schönsten Gaben
 Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
 Und sieh, er will noch immer haben
 Und nennt noch geizig mich.

- 10 „Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen,
 Du marterst dich an deinem Pflug;
 In deinen Schoß will ich sie gießen,
 Hier ist für dich und mich genug.“

- Sophia lächelt diesen Worten
 Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
 15 „Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden,
 Versöhnet euch — ich brauch' dich nicht.“
-

Rousseau.

- Monument von unsrer Zeiten Schande,
 Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
 Rousseaus Grab, begrüßet seißt du mir!
 Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
 5 Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
 Fried' und Ruhe sandst du hier!

- Wann wird doch die alte Wunde narben?
 Einst war's finster, und die Weisen starben —
 Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
 10 Sokrates ging unter durch Sophisten,
 Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
 Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.
-

Die Größe der Welt.

- Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
 Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
 Bis am Strande
 Ihrer Wogen ich lande,
 5 Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
 Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
 Sah sie spielen
 10 Nach den lockenden Zielen;
 Irrend suchte mein Blick umher,
 Sah die Räume schon — sterneneer.

Anzufernern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
 Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Nichts,
 15 Neblicht trüber
 Himmel an mir vorüber,
 Weltsysteme, Fluten im Bach,
 Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
 20 Rasch entgegen —: „Halt an! Waller, was suchst du hier?“
 Zum Gestade
 Seiner Welt meine Pfade!
 Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
 Und der Markstein der Schöpfung steht.

25 „Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“
 Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
 Senke nieder,
 Ablergedank, dein Gefieder!
 Kühne Seglerin, Phantasie,
 30 Wirf ein nutzloses Anker hie!

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
 Den Riesenkampf der Pflicht.
 Kannst du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
 So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.

- 5 Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
 Mich selbst zu bändigen;
 Hier ist dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren,
 Nimm ihn zurück und laß mich sündigen.

Zerrißen sei, was wir bedungen haben!

- 10 Sie liebt mich — deine Krone sei verschert!
 Glückselig, wer, in Wonnetrunkenheit begraben,
 So leicht wie ich den tiefen Fall verschmerzt.

Sie sieht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
 Und meinen Lenz entflohn,

- 15 Bewundert still mein heldenmütiges Entfagen,
 Und großmuthsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mißtraue, schöne Seele, dieser Engeltüte!

Dein Mitleid waffnet zum Verbrechen mich.

Gibt's in des Lebens unermesslichem Gebiete,

- 20 Gibt's einen andern schönern Lohn als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte?

Tyrannisches Geschick!

Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,

Ist meiner Tugend letzter Augenblick.

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kommt — sie kommt, des Mittags stolze Flotte,

Das Weltmeer wimmert unter ihr,

Mit Kettenklang und einem neuen Gotte

Und tausend Donneru naht sie dir.

- 5 Ein schwimmend Heer furchtbarer Zitadellen

— Der Ozean sah ihresgleichen nie,

- Unüberwindlich nennt man sie —
 Zieht sie einher auf den erschrocknen Wellen;
 Den stolzen Namen weiht
 10 Der Schrecken, den sie um sich speit.

Mit majestätisch stillem Schritte
 Trägt seine Last der zitternde Neptun;
 Weltuntergang in ihrer Mitte,
 Naht sie heran, und alle Stürme ruhn.

- 15 Dir gegenüber steht sie da,
 Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere,
 Dir drohen diese Gallionenheere,
 Großherzige Britannia!
 Weh deinem freigebornen Volke!
 20 Da steht sie, eine wetterschwangre Wolke.

- Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
 Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
 Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
 Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
 25 Das „große Blatt“, das deine Könige zu Bürgern,
 Zu Fürsten deine Bürger macht?
 Der Segel stolze Obermacht,
 Hast du sie nicht von Millionen Bürgern
 Erstritten in der Wasserschlacht?
 30 Wem dankst du sie — errödet, Völker dieser Erde! —
 Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

- Unglückliche — blick' hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
 Blick' hin und ahne deines Ruhmes Fall!
 Bang schaut auf dich der Erdenball,
 35 Und aller freien Männer Herzen schlagen,
 Und alle gute schöne Seelen klagen
 Teilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächt'ge sah herab,
 Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
 40 Sah drohend offen dein gewisses Grab —
 Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
 Erlöschen meiner Helden Stamm,
 Der Unterdrückung letzter Felsendamm
 Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
 45 Vernichtet sein von dieser Hemisphäre?
 Nie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
 Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
 Gott der Allmächt'ge blies,
 Und die Armada flog nach allen Winden.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
 Umhüpft — so, Freundin, spielt um dich die Welt;
 Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
 In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
 5 So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
 Die deines Herzens Adel dir errungen,
 Die Wunder, die du selbst getan,
 Die Reize, die dein Dasein ihm gegeben,
 Die rechnest du für Reize diesem Leben,
 10 Für schöne Menschlichkeit uns an.
 Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
 Dem Talisman der Unschuld und der Tugend,
 Den will ich sehn, der diesem trozen kann.

 Froh taumelst du im süßen Überzählen
 15 Der Blumen, die um deine Pfade blühen,
 Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
 Die du gewonnen hast, dahin.

Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge,
 Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
 20 Ein trauriges Erwachen dich herab.
 Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
 So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
 Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
 Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
 25 Welk werden sie zu deinen Füßen liegen,
 Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen soll ich dich? Mit Tränen bitterer Reue
 Wird Hymens Band von dir verflucht?
 Warum? Weil deine Ungetreue
 In eines andern Armen sucht,
 5 Was ihr die deinigen versagen?
 Freund, höre fremde Leiden an
 Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
 Ein zweiter teilt? — Beneidenswerter Mann!
 10 Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte
 Vom Belt bis an der Mosel Strand,
 Bis an die Apenninenwand,
 Bis in die Vaterstadt der Moden
 Wird sie in allen Buden feil geboten,
 15 Muß sie auf Diligencen, Paketbooten
 Von jedem Schulsuchz, jedem Hasen
 Kunsttrichterlich sich mustern lassen,
 Muß sie der Brille des Philisters stehn
 Und, wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,

- 20 Auf Blumen oder heißen Kohlen
 Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
 Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
 Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
 Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
 25 Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen! —
 Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
 Sie weiß warum? und tut sehr wohl daran.
 Mich kennt man nur als Minons Mann.

- 30 Du klagst, daß im Parterr' und an den Pharotischen,
 Erscheinst du, alle Zungen zischen?
 O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich
 Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
 Beschert mir endlich eine Wollenkur
 35 Daß rare Glück, den Platz an ihrer Linken —
 Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
 Auf meine stolze Hälfte nur.

- Raum ist der Morgen grau,
 So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
 40 Mit Briefen, Ballen, unfrankierten Päckchen,
 Signiert: An die berühmte Frau.
 Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
 „Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!“
 Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
 45 Ihr erster Blick fällt — auf Rezensionen.
 Das schöne blaue Auge — mir
 Nicht einen Blick! — durchsirt ein elendes Papier
 (Laut hört man in der Kinderstube weinen),
 Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

- 50 Die Toilette wartet schon,
 Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.

Ein mürrisch ungeduldig Drohn
 Gibt der erschrocknen Jose Flügel.
 Von ihrem Pukztisch sind die Grazien entflohn,
 55 Und an der Stelle holder Amorinen
 Sieht man Erinyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
 Und Mietlakaien springen von den Tritten,
 Dem düftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Briten,
 60 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
 Großing und Kompanie, dem Z** Wundermann
 Gehör bei der Berühmten zu erbitten.
 Ein Ding, das demutsvoll sich in die Ecke drückt
 Und Ohmann heißt, wird vornehm angeblickt.
 65 Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel wagen? —
 Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
 Wie sehr er sie bewundre, sagen;
 Und darf's vor meinem Angesicht!
 Ich steh' dabei, und will ich artig heißen,
 70 Muß ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Not,
 Da geht es über meine Flaschen!
 Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
 Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
 75 Mein schwer verdienter Bissen Brot
 Wird hungriger Schmarozer Beute;
 O diese leidige vermaledeite
 Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
 Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
 80 Was, meinst du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
 Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
 Errätst du's nicht? O, ich versteh's genau!

Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

- 85 Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern —
Ihr ist der Frühling wonneseer.
- 90 Die Sägerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zenge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
- 95 Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahreszeit ist so schön — zum Reisen.
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
- 100 Husch ist sie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Rahn gepaart,
Zur Schau sich stellen und zu Märkte tragen,
- 105 Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrißne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort, Freund — o lerne dein Verhängniß preisen! —
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!

- 110 Wie schnell — ach wie so schnell bist du entflohen!
Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgetanem Sinn
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen —

- 115 So sah ich sie, die Herzenseßlerin,
 Gleich einem Maitag mir zur Seite spielen;
 Das süße Wort: Ich liebe dich!
 Sprach aus dem holden Augenpaare.
 So führt' ich sie zum Traualtare —
 120 O wer war glücklicher als ich!
 Ein Blütenfeld beneidenswerter Jahre
 Sah lachend mich aus diesem Spiegel an,
 Mein Himmel war mir aufgetan.
 Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
 125 In ihrem Kreis die Schönste sie,
 Die Glückliche von allen sie,
 Und mein durch Seelenharmonie,
 Durch ewig festen Bund der Herzen.
 Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen! —
 130 Ein großer Mann — ein schöner Geist.
 Der große Mann tut eine That! — und reißt
 Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

- Wen hab' ich nun? — Beweinenswerter Tausch!
 Erwacht aus diesem Wonnerausch,
 135 Was ist von diesem Engel mir geblieben?
 Ein starker Geist in einem zarten Leib,
 Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
 Gleich ungeeignet zum Herrschen und zum Lieben;
 Ein Kind mit eines Riesen Waffnen,
 140 Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
 Um kümmerlich dem Stärkern nachzukriechen,
 Dem schöneren Geschlecht entfliehen,
 Herabgestürzt von einem Thron,
 Des Reizes heiligen Mysterien entweichen,
 145 Aus Cythereas goldnem Buch gestrichen
 Für — einer Zeitung Gnadenlohn!
-

Der Metaphysiker.

- „Wie tief liegt unter mir die Welt!
 Raum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!
 Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen,
 So nahe an des Himmels Zelt!“
- 5 So ruft von seines Turmes Dache
 Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
 Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
 Sag' an, du Kleiner großer Mann:
 Der Turm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
- 10 Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
 Wie kamst du selbst hinauf — und seine kahlen Höhen,
 Wozu sind sie dir nütz, als in das Tal zu sehn?
-

Die Weltweisen.

- Der Satz, durch welchen alles Ding
 Bestand und Form empfangen,
 Der Loben, woran Zeus den Ring
 Der Welt, die sonst in Scherben ging,
- 5 Vorsichtig aufgehangen —
 Den nenn' ich einen großen Geist,
 Der mir ergründet, wie er heißt,
 Wenn ich ihm nicht draus helfe;
 Er heißt: Behn ist nicht Zwölfe.
- 10 Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
 Der Mensch geht auf zwei Füßen,
 Die Sonne scheint am Firmament —
 Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
 Durch seine Sinne wissen.
- 15 Doch wer Metaphysik studiert,
 Der weiß, daß wer verbrennt nicht friert,

Weiß, daß das Masse leuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

20 Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann tut seine Pflicht
Und tat sie, ich verhehl' es nicht,
— Eh' noch Weltweise waren;
25 Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Des Cartes nie gedacht —
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

30 Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen troßt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, sing' der Plan
35 Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirkt er:
40 Biel Tropfen geben erst das Meer,
Biel Wasser treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band.“
So lehren vom Ratheder
45 Herr Buffendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,

50 So übt Natur die Mutterpflicht
 Und sorgt, daß nie die Kette bricht
 Und daß der Reiß nie springet.
 Einstweilen, bis den Bau der Welt
 Philosophie zusammenhält,
 Erhält sie das Getriebe
 Durch Hunger und durch Liebe.

Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch
 die Wiege;
 Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehen, der, unbewußt noch der
 Liebe,
 Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
 Wandert, bis bei der Leidenschaft Auf der Jüngling er=
 wacht
 Und des Bewußtseins Blitz dämmernd die Welt ihm
 erhellt?
 5 Hast du die Mutter gesehen, wenn sie süßen Schlummer
 dem Liebling
 Raubt mit dem eigenen Schlaf und für das träumende
 sorgt,
 Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
 Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
 Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und bald
 Mutter,
 10 Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis besteht?

- 5 Weißt du schon, was deiner dort harrt? wie teuer du
kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?
Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu
kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken
entzweien?
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu
ringen
10 Und dem Feind in dir selbst männlich entgegenzugehn?
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich ver-
schlingt!
15 Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht
nur;
Sicher im Dämmererschein wandelt die Kindheit dahin.
-

Die Führer des Lebens.

- Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Reichter an seinem Arm werden dir Schicksal und
Pflicht.
5 Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Luft
dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schauernd der Sterbliche
steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend
der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.

Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem erstern
 10 Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein
 Glück!

Die idealische Freiheit.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir geöffnet:
 Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
 Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten ent-
 springest,
 Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith
 und Nadir
 An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
 Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der
 Wille,
 Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That!

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
 Daß mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
 Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
 Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
 5 Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer
 erwarbst du
 Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

Die Johanniter.

- Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
 Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus
 beschützt,
 Durch die syrische Wüste den hangen Pilgrim geleitet
 Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen
 Grab.
- 5 Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des
 Wärter's,
 Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten
 Stamms,
 Dient an des Kranken Bett, dem Vechzenden Labung
 bereitet
 Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
 Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem
 10 Kranze, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Deutsche Treue.

- Um den Zepher Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
 Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum
 Thron;
 Aber den Oestrier führt, den Jüngling, das neidische
 Kriegsglück
 In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
- 5 Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
 Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu
 ziehen;
 Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen —
 Siehe, da stellt er auf's neu willig den Banden sich dar.
 Tief gerührt umhastet ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
 10 Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher
 des Mahls,

Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
 Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
 Gegen Friederichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
 Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
 15 „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's
 geschrieben!“

Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Das Geschenk.

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen will-
 kommen!

Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
 Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse,
 die Muse

Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Macht des Weibes.

Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhigen
 Zauber;

Was die stille nicht wirkt, wirkt die rauschende nie.
 Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde be-
 haupt' er,

Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das
 Weib.

5 Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht
 und der Taten,

Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
 Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:

Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie
 sich zeigt.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden
 Wogen,
 Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und
 Meer.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und
 gütig
 Könnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber zu gehn.

Das Tor.

Schmeichelnd locke das Tor den Wilden herein zum Gesetze,
 Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus.

Mitteilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch
 wirken,
 Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt.

An*

Teile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar
 empfangen;
 Aber du gibst mir dich selbst — damit verschone mich,
 Freund!

An**

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht
die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

An***

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein leben-
diges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein
Herz.

Das eigne Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du
fühlest.
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du
denkst.

Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein
Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß
nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Die Philosophen.

Zehrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beisammen hier finde;
Denn das Eine, was not, treibt mich herunter zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer
Zeitung
Hier in der Hölle und sind längst schon von allem
belehrt.

Zehrling.

5 Desto besser! so gebt mir — ich geh' euch nicht eher vom
Halbe —
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

Zehrling.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch
denken!
10 Ist schon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

Zweiter.

Weil es Dinge doch gibt, so gibt es ein Ding aller Dinge;
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie wir
so sind.

Dritter.

Ist das Gegenteil sprech' ich. Es gibt kein Ding als
mich selber!
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.

- 15 Zweierlei Dinge laß' ich passieren, die Welt und die Seele;
 Keins weiß vom andern, und doch deuten sie beide auf
 Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts von
 der Seele;
 Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

Sechster.

- Ich bin Ich und setze mich selbst, und setz' ich mich selber
 20 Als nicht gesetzt, nun gut, hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also,
 Ein Vorstellendes auch; macht mit der Vorstellung drei.

Lehrling.

Damit loß' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem
 Ofen.
 Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Achter.

- 25 Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
 Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du
 sollst!

Lehrling.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu
 erwidern,
 Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

David Hume.

Rede nicht mit dem Volk! Der Kaut hat sie alle ver-
 wirret.

- 30 Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

Rechtsfrage.

Jahrelang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
 Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

Puffendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
 Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort!

Gewissenskrupel.

35 Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit
 Neigung,
 Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat! Du mußt suchen, sie zu verachten,
 Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
 Setzt! Wenn die Könige haun, haben die Kärner zu tun.

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
 Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Die Sonntagskinder.

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer
 genug tun;
 Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschied.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon
lehren —

Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Griechheit.

Raum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.

Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!

Drum dächt' ich:

Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit
uns sprecht!

- 5 Eine würdige Sache verfehlet ihr — nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht
wird.
-

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Säng' der Ilias? Weil's ihm
so gut schmeckt,

Ist hier von Heynen ein Paß Göttinger Würste für
ihn. —

„Mir her! Ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht
bei den Schiffen!“ —

„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah!“ —

- 5 Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht
reichen:

Der sie schickte, er hat sich nur auf einen versehen.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen
gefallen?

Malet die Wollust, nur — malet den Teufel dazu!

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch
das wollt' ich

Eben vergessen und kam, ach wie gereut mich's, zu dir!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen ver-
schlimmert,

Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,

Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs
Leben nicht mehr.

5 Aus der Ästhetik, wohin sie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt sie, den lästigen Gast, in die Politik hinein.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt; und genieren wir uns, nennt man es abge-
schmackt gar.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,

10 Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!

Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,

Siegmund, du süßer Amant, Maskarill, spaßhafter
Knecht!

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,

Und du Menuettchritt unsers geborgten Rothurns!

15 Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich
wehrt;

Alte Prosa, komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen ver-
schlimmert,

20 Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens
Grenze,

Aber der Gallier hüpfet über den dulddenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in**

5 Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der
Phajaken,

Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich
der Spieß.

Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker
so viele;

10 Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Elm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Pleisse.

Glach ist mein Ufer und seicht mein Bach, es schöpften
zu durstig
Meine Boeten mich, meine Prosaisker aus.

Elbe.

15 All ihr andern, ihr sprecht nur ein Rauderwelsch — unter
den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur,
deutsch.

Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar;
da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem
kleinsten
20 Epigramme, bedenkt, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu**

Seltfames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und
die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

Regnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.

25 Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern: ihr Joch ist sanft, und ihre Lasten sind leicht.

Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
 Senke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
 80 Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

Les fleuves indiscrets.

Setzt kein Wort mehr, ihr Flüsse! Man sieht's, ihr wißt
 euch so wenig
 Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen getan.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
 Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
 Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
 Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
 5 Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
 Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
 Dort bringen sie das Kind getragen,
 Der Knabe hüpfet, der Jüngling stürmt einher,
 10 Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
 Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen:
 Der Wagen rollt, die Achsen brennen,
 Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt
 zurück,
 15 Der Stolze fällt mit lächerlichem Falle,
 Der Kluge überholt sie alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn,
Mit holdem Blick, mit schönen Händen
Den Dank dem Sieger auszuspenden.

Die Begegnung.

Noch seh' ich sie — umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen stand sie da,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen;
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah,
5 Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden
10 Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach;
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach;
Die Seele war's, die, jahrelang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach
15 Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
20 Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohl laut wieder hören!

25 „Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt
 Und still bescheiden nie gewagt, zu sprechen —
 Ich kenne den ihm selbst verborgnen Wert,
 Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
 Dem Armen sei das schönste Los besichert,
 30 Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
 Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
 Das ihn erwidern und empfinden kann.“

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
 Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
 Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
 Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
 5 Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
 Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
 Selbst eine fromme Schäferin wie du,
 Reichst dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
 10 Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
 Mit einer Glorie hat sie dich umgeben —
 Dich schuf das Herz! Du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
 Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
 15 Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
 Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
 Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
 Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Dem Erbprinzen von Weimar,
als er nach Paris reiste.

In einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Tale,
Das seine Wiege war.

5 Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Vänder groß.

10 Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen,
Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein gnädiges Geschick!
15 Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
O bring' es rein zurück!

Die Vänder wirst du sehen, die das wilde
Gespann des Kriegs zertrat,
20 Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Ahns
Gedenken wird, so lang' sein Strom wird fließen
Ins Bett des Ozeans.

25 Dort huldige des Helden großen Manen
Und opfere dem Rhein,

Dem alten Grenzhüter der Germanen,
Von seinem eignen Wein.

30

Daß dich der vaterländ'sche Geist begleite,
Wenn dich das schwanke Bret
Hinüberträgt auf jene linke Seite,
Wo deutsche Treu vergeht.

Parabeln und Rätsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

5

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahest, zu fliehn.

10

Sie wird erst mit dem Strom — und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Rüste fort.

5

Es ist die allerschuellste Föhre,
 Die jemals einen Wandrer trug,
 Und durch das größte aller Meere
 Trägt es dich mit Gedankenflug —
 Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

5

Auf einer großen Weide gehen
 Viel tausend Schafe silberweiß;
 Wie wir sie heute wandeln sehen,
 Sah sie der allerälteste Greis.

10

Sie altern nie und trinken Leben
 Aus einem uner schöpften Born,
 Ein Hirt ist ihnen zugegeben
 Mit schön gebognem Silberhorn.
 Er treibt sie aus zu goldnen Toren,
 Er überzählt sie jede Nacht,
 Und hat der Lämmer keins verloren,
 So oft er auch den Weg vollbracht.

15

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
 Ein muntre Widder geht voran.
 Die Herde, kannst du sie mir deuten?
 Und auch den Hirten zeig' mir an.

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
 Auf unsichtbaren Säulen,
 Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
 Und keiner darf drin weilen.

5 Nach einem unbegriffnen Plan
 Ist es mit Kunst gezimmert,
 Es steckt sich selbst die Lampe an,
 Die es mit Pracht durchschimmert.
 Es hat ein Dach, kristallenrein,
 10 Von einem einz'gen Edelstein;
 Doch noch kein Auge schaute
 Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer zieht man ab und auf
 In einem Brunnen steigen,
 Und schwebt der eine voll heraus,
 Muß sich der andre neigen.
 5 Sie wandern rastlos hin und her,
 Abwechselnd voll und wieder leer,
 Und bringst du diesen an den Mund,
 Hängt jener in dem tiefsten Grund;
 Nie können sie mit ihren Gaben
 10 In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
 Es gibt sich selber Licht und Glanz.
 Ein andres ist's zu jeder Stunde,
 Und immer ist es frisch und ganz.
 5 Im engsten Raum ist's ausgeführt,
 Der kleinste Rahmen faßt es ein;
 Doch alle Größe, die dich rühret,
 Kennst du durch dieses Bild allein.

10 Und kannst du den Kristall mir nennen?
 Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
 Er leuchtet, ohne je zu brennen,
 Das ganze Weltall faugt er ein.
 Der Himmel selbst ist abgemalet
 15 In seinem wundervollen Ring;
 Und doch ist, was er von sich strahlet,
 Noch schöner als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
 Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
 Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
 Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.
 5 Jahrhunderte sind vorübergeflogen,
 Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer;
 Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
 Es reicht in die Wolken, es neigt sich im Meer.
 Nicht eitle Prahlucht hat es getürmet,
 10 Es dienet zum Heil, es rettet und schirmt;
 Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt,
 Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
 Auf Erden nicht gezeugt,
 Mit der an Schnelle keine,
 An Wut sich keine vergleicht.

5 Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
 Auf ihren Raub sich los.
 Vertilgt in einem Grimme
 Den Reiter und sein Roß.

10 Sie liebt die höchsten Spitzen,
 Nicht Schloß, nicht Kiegel kann
 Vor ihrem Anfall schützen,
 Der Harnisch — lockt sie an.

15 Sie bricht wie dünne Halmen
 Den stärksten Baum entzwei,
 Sie kann das Erz zermalmen,
 Wie dicht und fest es sei.

20 Und dieses Ungeheuer
 Hat zweimal nur gedroht —
 Es stirbt im eignen Feuer,
 Wie's tötet, ist es tot!

9.

Wir stammen, unsrer sechs Geschwister,
 Von einem wunderbaren Paar,
 Die Mutter ewig ernst und düster,
 Der Vater fröhlich immerdar.

5 Von beiden erbten wir die Tugend,
 Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
 So drehn wir uns in ew'ger Jugend
 Um dich herum im Birckeltanz.

10 Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
 Und lieben uns den heitern Tag,
 Wir sind es, die die Welt beseelen
 Mit unsers Lebens Zauberschlag.

15 Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
 Und führen seinen muntern Reihn,
 Drum fliehen wir das Haus der Toten,
 Denn um uns her muß Leben sein.

20 Uns mag kein Glücklicher entbehren,
 Wir sind dabei, wo man sich freut,
 Und läßt der Kaiser sich verehren —
 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

 Wie heißt das Ding, das wenige schätzen?
 Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
 Es ist gemacht, um zu verletzen,
 Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

5 Rein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
 Niemand beraubt's und macht doch reich,
 Es hat den Erdkreis überwunden,
 Es macht das Leben sanft und gleich.

10 Die größten Reiche hat's gegründet,
 Die ält'sten Städte hat's erbaut;
 Doch niemals hat es Krieg entzündet,
 Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gesordert mit eiserner Waffe.
5 Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen;
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
10 Erwach' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
Ich wandle ohne Raft und Ruß.
Alein ist das Feld, das ich umschreibe,
Du deckst es mit zwei Händen zu —
5 Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
5 Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;

Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotz dem wütenden Orkan.

10



Anmerkungen

Der Text dieser Ausgabe von Schillers Gedichten beruht, unter Vergleichung der vorausgegangenen Drucke, auf den beiden Sammlungen von 1800 und 1803, deren zweite Auflagen Schiller selbst noch besorgte. Für die geplante Prachtausgabe ließ er die Gedichte aus der 2. Auflage der ersten Sammlung und aus der 1. Auflage der zweiten abschreiben; einige in dieses Manuskript eingeführte Änderungen kamen den besseren neuen Ausgaben schon seit derjenigen des hochverdienten Joachim Meyer (1845) zu gute.

Für die folgenden Anmerkungen habe ich die Erläuterungen von Butsch, Viehoff, Düntzer, Bellermann u. a. dankbar benutzt oder verglichen, vor allem aber die vortreffliche Gesamtausgabe der Briefe Schillers von Jonas und die ergänzenden Briefwechsel. Andere Quellen werden gelegentlich ihrer Nutzung genannt.

Erstes Buch (S. 3–58).

Das Mädchen aus der Fremde (S. 3). Die Segnung der Erdegebornen durch die Poesie hat in diesem unmittelbar anschaulichen Bilde einen so schlichten Ausdruck gefunden, daß Gottfried Körner freudig überrascht war, als er das Gedicht aus dem Gotta'schen Musenalmanach für 1797 kennen lernte. Von des Freundes „Manier, die Produkte der Phantasie für den Verstand zu würzen“, bemerkte er hier gar nichts, und Schiller bestätigte, daß er in dieser neuen Art eine gewisse Erweiterung seiner Natur gesucht habe. Das Gedicht entstand im Sommer 1796, etwa drei Jahre nach der Abhandlung „Über Anmut und Würde“, und in einem späteren Briefe (4. Febr. 1804) nannte Schiller „schön und ernst die zwei Eigenschaften, welche das fremde Mädchen charakterisieren“.

An die Freude (S. 4). Im Frühjahr 1785 fand der Dichter der „Räuber“, des „Fiesco“, der „Kabale und Liebe“ zum ersten Male das Glück eines harmonischen Lebens, fern von der Heimat, in einem Kreise seelenverwandter Männer und Frauen. Der schon zum vorigen Gedicht genannte Konsistorialrat Körner in Leipzig, ein begeisterter Verehrer des ihm persönlich unbekannten Dichters, hatte den Schwaben nach Sachsen geladen und mit dem Zuruf begrüßt: „Wir sind Brüder durch Wahl, mehr, als wir es durch Geburt sein könnten.“ Umgeben und getragen von reiner, selbstloser Freundschaft, dichtete Schiller im Sommer 1785 dieses Gesellschaftslied, das zwei damals bekannte Oden „An die Freude“ überbot: „Freude, Göttin edler Herzen!“ hatte Sagedorn gesungen, und Uz: „Freude, Königin der Weisen!“ Das Gedicht fand sofort begeisterte Aufnahme auch außerhalb des Kreises, für den es zunächst bestimmt war, und wurde häufiger als irgend ein anderes Schillerisches komponiert; Beethoven trug sich 30 Jahre mit der Absicht, bis er im Schlußchor der neunten Symphonie die höchste musikalische Gestaltung für „das Lied des unsterblichen Schillers“ fand. Diesem selbst wurde es später fremd. „Die Freude“, schrieb er am 21. Okt. 1800 an Körner, „ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft, und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Geschmack der Zeit entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese gibt ihm auch den einzigen Wert, den es hat, und auch nur für uns und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst.“ Dieser überstrengen Verurteilung gemäß hatte Schiller es in seine erste, eben damals erschienene Gedichtsammlung nicht aufgenommen; als er es der zweiten einreichte, änderte er nur wenige Worte, strich aber eine ganze Strophe, die im ersten Druck („Thalia“ 1786) den Schluß gebildet hatte und in der das

„Feuer der Empfindung“ allerdings einen besonders hohen Grad erreicht hatte:

„Rettung von Tyrannenketten,
Großmut auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Toten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmt ein,
Allen Sündern soll vergeben
Und die Hölle nicht mehr sein.

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Totenrichters Munde!“

Erst im Manuscript zur Prachtausgabe, dem wir auch hierin folgen, beseitigte Schiller die Gliederung in Soli und Chor, um das Gedicht in seiner äußeren Erscheinung vollends dem „Siegesfest“ (S. 8) anzugleichen, in dem aber ebenfalls die Verse 9—12 jeder Strophe als Gesang des Chores aufzufassen sind. — V. 6 „Mode“ = Vorurteil der Zeit; in seinem ersten Brief an Körner (10. Febr. 1785) schrieb Schiller: „Gewissen Menschen hat die Natur die langweilige Umzäunung der Mode niedergerissen.“ — Vgl. die Anmerkung S. 348.

Dithyrambe (S. 7). Als Gegengabe für den Musenalmanach auf 1796 sandte der Koadjutor Karl Theodor v. Dalberg zwölf Flaschen Rheinwein an Schiller. Dieser dankte durch die zwei Distichen „Das Geschenk“ (f. S. 263), denen im Manuscript noch drei weitere folgten:

„Nie erscheinen die Götter allein, das glaubt mir, kaum
hab' ich

Bacchus im Hause, so klopft Phöbus der herrliche an.
Amor der lächelnde kommt, es kommen die Himmlischen alle,
Und der irdische Raum füllet mit Göttern sich an.
Wie bewirt' ich die Götter? Hier füllet kein Nektar die
Schale,

Und was den Menschen vergnügt — wird es den Gott
auch erfreun?“

Das mittlere dieser Distichen trug die auf alle drei passende Überschrift „Die Dichterstunde“, und die aus ihnen erwachsenen drei Strophen der „Dithyrambe“ erschienen im Almanach auf 1797 unter dem Titel „Der Besuch“. Daß der durch den Besuch der Götter begnadete Dichter hier nach dem Olymp als einzigem Sitz der Freude verlangt, konnte Schiller nicht hindern, dieses Gedicht in der Prachtausgabe gerade demjenigen nachzustellen, das die Freude als die den ganzen Kosmos durchdringende Allbewegerin preist.

Das Siegesfest (S. 8). Am 18. Aug. 1803 schrieb Schiller an W. v. Humboldt: „Ich lege Ihnen ein Lied bei, das in der Absicht entstanden ist, dem gesellschaftlichen Gesang einen höheren Text unterzulegen. Die Lieder der Deutschen, welche man in fröhlichen Zirkeln singen hört, schlagen fast alle in den platten prosaischen Ton der Freimäurerlieder ein, weil das Leben keinen Stoff zur Poesie gibt; deswegen habe ich mir für dieses Lied den poetischen Boden der Homerischen Zeit gewählt und die alten Helden gestalten der Ilias darin auftreten lassen. So kommt man doch aus der Prosa des Lebens heraus und wandelt in besserer Gesellschaft.“ Mit ähnlichen Worten sandte er das Gedicht am 24. Mai 1803 an Goethe, und mit dem Bemerken, daß ihm die Idee dazu schon vor anderthalb Jahren das Kränzchen gegeben habe, dem wir so manches „gesellige Lied“ Goethes verdanken (s. Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. 327 ff.). „Ich wollte“, so schloß er, „gleich in das volle Saatenfeld der Ilias hineinsallen und mir da holen, was ich nur schleppen könnte.“ Absichtlich schränkte er hierdurch den Kreis der zum unmittelbaren Verständnis und Genuß des Gedichtes Verufenen ein; schrieb er doch an Körner sogar, dem er es als „ein ernstes Gesellschaftslied im Geschmack des Lieds an die Freude, doch, wie ich hoffe, etwas besser geraten“ angekündigt hatte: „es kann euch nicht so interessieren, weil ihr weniger im Homer zu leben gewohnt seid.“ (Vgl. die Briefe an Körner vom 18. Febr. 1802, 10. Juni und 16. Juli 1803.) Und in der That setzt das Lied in dieser Beziehung viel voraus. So wird Agamemnon B. 37 kurzer Hand als „Atreus' Sohn“ eingeführt, sein Bruder Menelaus

B. 62 als „der Attid“, der jüngere Ajax B. 74 als „Dileus‘ tapftrer Sohn“, Odysseus B. 91 als „der Schlaue, Vielgewandte“, Diomedes B. 112 als „der Sohn des Tydeus“, Kassandra B. 146 als „die Seherin“, und daß B. 85—92 Teukros spricht, ist nur aus der Anrufung B. 87 zu folgern, die dem ebenfalls nicht genannten Telamonier Ajax gilt. Der poetische und ethische Kern des Gedichtes aber kann auch ohne das Einzelverständnis seiner gelehrten Anspielungen und Reminiszzenzen genossen werden; denn alle diese homerischen Gestalten wurden doch nur heraufbeschworen, um aus der wuchtigen Kontrastierung ihrer Schicksale und Anschauungen abzuleiten, daß die Vergänglichkeit alles irdischen Wesens uns nicht zu unfruchtbarer Trauer, sondern zu tätigem Genuß der Gegenwart auffordern soll.

Die vier Weltalter (S. 13). Schillers Briefe an Körner vom 4. und 18. Febr. 1802 zeigen, daß dieses Gedicht sowie das Lied „An die Freunde“ (S. 44) für die zum „Siegesfest“ erwähnte gesellige Vereinigung bestimmt war. „Ich habe“, schreibt er, „noch verschiedene andere angefangen, die mir aber ihrem Stoffe nach zu ernsthaft und zu poetisch sind, um bei einer vermischten Sozietät und bei Tische zu kursieren. Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen — die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantastie, und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubnis zu sagen) der heillofeste von allen ist.“ So suchte er auch diesem Hymnus auf Gesang und Liebe, dessen „exaltierte Stimmung“ er durch „eine recht belebte dithyrambische Musik ausgedrückt“ wünschte, tieferen Gehalt zu geben durch ein Bild der kulturhistorischen Entwicklung; aber eben die Stimmung und Bestimmung des Liedes gestatteten ihm, darin mit noch größerer Freiheit zu verfahren, als er es in den „Künstlern“, dem „Spaziergang“ und dem „Eleanischen Fest“ getan hatte. — Eine ältere, uns unbekannt gebliebene Fassung war „Der Sänger“ betitelt und enthielt „Ausfälle gegen die christliche Religion“, die Körner zu beseitigen oder zu mildern riet, da sie von den Feinden des Christentums mißbraucht werden würden und

es nicht gleichgültig sei, wie ein Lieblingsdichter der Nation sich über eine Religion äußere, die nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude sei.

Die Reihe der „geselligen Lieder“ wird nun, nachdem „Die vier Weltalter“ dazu übergeleitet haben, durch eine größere Gruppe von „Liedern“ unterbrochen, in denen — mit Ausnahme freilich der „Sehnsucht“ — Frauenliebe das vielfach variierte Grundthema bildet. Nach den graufigen Tönen der „Kindestmörderin“ läßt dann der Dichter den Leser eratmend zurückkehren in den Kreis heiterer Geselligkeit.

Das Geheimnis (S. 15). Nach einem persönlichen Anlaß für diese 1797 entstandenen Strophen braucht man, wie überhaupt bei den späteren Gedichten Schillers aus dem Kreis der Liebeslyrik, nicht zu fragen; ebensowenig konnten Goedeke und Bogberger es wahrscheinlich machen, daß dieses Gedicht nebst der „Erwartung“ und „An Emma“ (S. 21 und 27) Bruchstücke der geplanten Dichtung seien, der vielleicht „Die Begegnung“ (S. 274) angehört. Wir verdanken sie dem Bedürfnis des für 1796—1800 von Schiller herausgegebenen Gotta'schen Musenalmanachs: das Publikum erwartete und verlangte in solchen poetischen Kalendern die lyrische Behandlung typischer Themata und Situationen aus diesem Kreise.

Sehnsucht (S. 17). Eines der wenigen Gedichte, die Schiller für fremde Unternehmungen der eben charakterisierten Art lieferte. Es erschien, noch ohne B. 9—16, in Wilh. Gottlieb Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ auf 1803, mit den „Antiken zu Paris“ (S. 203), der „Gunst des Augenblicks“ (S. 213) und „Dem Erbprinzen von Weimar“ (S. 276). „Viel ist nicht daran,“ schrieb Schiller in Bezug auf diese „Kleinigkeiten von Poesie“ an Körner (17. März und 20. April 1802), „aber das kleine Stück, die Sehnsucht, hat etwas Gefühls, Poetisches.“ Gegenstand der Sehnsucht ist das Reich der Ideale, in das nur die Phantasie uns aus der Wirklichkeit hinüberträgt. Vgl. die Anmerkung S. 301 zum „Pilgrim“.

Thella (S. 18). Als dieses Gedicht im „Taschenbuch für Damen“ auf 1803 erschienen war, rühmte Körner daran

die Verbindung „einer hohen Nüßrung mit der größten Einfachheit“, und Schiller bekannte (11. Okt. 1802), daß er „das Püedchen der Thekla mit Liebe gemacht“ habe. Veranlaßt mochte es sein durch eine Frage, was denn aus der Tochter des Friedländers werde: am Schluß des vierten Aufzugs von „Wallensteins Tod“ hatte Schiller es in poetische Schleier gehüllt, daß und wie Thekla dem Geliebten in „jene Räume“ folgt. Vers 3 und 4 setzen diesen Monolog aus dem Jenseits in unmittelbare Beziehung zur zweiten Strophe von „Des Mädchens Klage“ (S. 20) und lassen dadurch jene von Thekla in den Piccolomini (III, 7) gesungenen Verse als eine von vornherein beabsichtigte Vordeutung ihres mit dem Ende ihrer Liebe notwendig eintretenden Todes erscheinen.

Hektors Abschied (S. 19). In den „Räubern“ (II, 2) singt Amalia dem alten Moor dieses Lied, zu dem Schiller nach Runo Fiskers Bemerkung durch eine Beschreibung angeregt ward, die H. P. Sturz 1779 von einem gleichnamigen Gemälde der Angelika Kauffmann veröffentlicht hatte. Es ist das älteste der lyrischen Produkte, die Schiller der Aufnahme in die Prachtausgabe gewürdigt hat. Als er 1793 über eine Ausgabe seiner Gedichte mit Körner beriet, nannte er (Brief vom 27. Mai) „Hektor und Andromacha“ eines seiner besten. Bei der Bearbeitung des Dialogs für die erste Gedichtsammlung vermied er es, trotz seiner inzwischen noch gesteigerten Begeisterung für Homer, die der Ilias (VI, 395 f.) mit poetischer Freiheit entnommene Situation in engere Übereinstimmung mit der Homerischen zu setzen.

Des Mädchens Klage (S. 20). Das an altenglische Vorbilder angelehnte Gedicht erschien im Musenalmanach auf 1799 und stand ursprünglich in keiner Beziehung zum „Wallenstein“, in dem es nur als Einlage Verwendung fand und mit dem es Schiller erst später durch das Gedicht „Thekla“ — s. obige Num. dazu — geistreich verknüpfte.

Die Erwartung (S. 21). Das schon einige Jahre zuvor entworfene Gedicht wurde im September 1799 ausgeführt und erschien im nächstjährigen Almanach. In noch höherem Grade als die vorigen Gedichte zeigt dieser an metrischen ebenso wie an psychologischen Feinheiten reiche Monolog,

wie Schiller auch in seiner Lyrik den Dramatiker nicht verleugnen konnte; man vergleiche den Monolog der Braut von Messina B. 981 ff. — Eine gemeinsame Vorstufe von der „Erwartung“ und dem „Geheimnis“ (S. 15) hat Jonas nachgewiesen (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte XII, 97 ff.).

Das Geheimnis der Reminiszenz (S. 23). Von den neun an „Laura“ gerichteten oder auf sie bezüglichen Gedichten der „Anthologie“ (s. Einleitung S. XI) nahm Schiller, unter Verwischung dieser Beziehung, nur eines in seine erste Gedichtsammlung auf: „Die Blumen“ (S. 28); die zweite brachte fünf: das vorliegende und vier weitere, die aber der Prachtausgabe wieder fehlen sollten und hier folglich im Anhang (S. 222–232) erscheinen. Drei verwarf Schiller gänzlich, und diese bleiben daher der Nachlese im zweiten Band dieser Ausgabe vorbehalten: „An die Parzen“, „Vorwurf“ und „Melancholie“.

Die Lauragedichte entstanden 1781 in Stuttgart. Zum ersten Male seit seiner Knabenzeit lebte Schiller außerhalb enger Institutsmauern, und zwar wohnte er bei der um 8 Jahre älteren Hauptmannswitwe Luise Vischer zur Miete. Gegenüber dem vielfachen Klatsch, der sich daran geheftet hat, kann hier nur an Weltrichs klare Kritik („Friedrich Schiller“ I, 424 ff.) hingewiesen und betont werden, daß die Frau Vischer sowohl während als nach Schillers Stuttgarter Aufenthalt in freundschaftlichem Verkehr mit des Dichters Familie stand. Der weltunkundige, von idealen Träumen und philosophischen Spekulationen überhitzte Jüngling trat jetzt zum ersten Male in nähere Beziehung zu einem ihm nicht verwandten Weibe, das mindestens enthusiastisch veranlagt war und gewiß weniger mütterlich als schwärmerisch zu ihm aufblickte. Diese Frau wurde seine Muse, sie war es, die er als „Laura“ besang, nach dem Vorbilde Petrarcas, aber „in einem eigenen Tone, mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl“. So charakterisierte Schiller selbst diese Gedichte, als er die „Anthologie“ im „Württembergischen Repertorium der Literatur“ anonym anzeigte (s. Bd. 16 dieser Ausgabe), und er fügte hinzu: Sie „unterscheiden sich vor-

theilhaft von den übrigen. Aber überspannt sind sie alle und verraten eine allzu unbändige Imagination; hie und da bemerke ich auch eine schlüpfrige sinnliche Stelle in Platonischen Schwulst verschleiert." Diese Kritik ist vollkommen zutreffend. Denn trotz des exaltierten Pathos und der künstlich verschrobenen Bilder, in denen der junge Dichter hier den bewunderten Meister Klopstock überbot, haben diese Gedichte einen eigenen Ton durch die Verbindung sinnlicher Phantasie mit philosophischen Ideen.

Mit Recht weist Weltrich (I, 440) auf den Kontrast zwischen diesen Luragedichten und Goethes Liedern an Friederike hin, als auf eines der schlagkräftigsten Beispiele für „den durchgreifenden Unterschied der Naturen beider Dichter im Menschlichen wie im Poetischen". Und doch lassen gerade die Luragedichte ein Gemeinsames nicht verkennen. Das Verhältnis Goethes zu Frau Charlotte v. Stein vergleicht sich trotz wesentlicher Unterschiede vielfach demjenigen Schillers zu Frau Luise Vischer. „Lida" und „Lura" sind Schwestern, und wenn Goethe 1776 an Charlotte schrieb:

„Sag', was will das Schicksal uns bereiten?

Sag', wie band es uns so rein genau?

Ach, du warst in abgelebten Zeiten

Meine Schwester oder meine Frau . . .

Und von allem dem schwebt ein Erinnern

Nur noch um das ungewisse Herz,

Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,

Und der neue Zustand wird ihm Schmerz" —

so spricht er in seiner schlichten Weise einen Gedanken aus, den das „Geheimnis der Reminiscenz" in die Sprache mystischer Spekulation übersetzt. Beiderseits — hier in kühner Ausgestaltung eines antiken philosophischen Scherzes, dort in prunklosem Hindeuten auf die Idee der Seelenwanderung — erscheint die Verbindung der Liebenden als die notwendige Folge einer einstigen Einheit, von der ihnen selbst nur eine geheimnisvolle Erinnerung aufbewahrt ist. Minor („Schiller" I, 436 f.) hat darauf hingewiesen, daß diese Vorstellung auch schon bei Klopstock und besonders bei Wieland poetischen Ausdruck gefunden hatte.

Die Bearbeitung des Gedichts für die Ausgabe von 1803 war im wesentlichen eine kürzende: von 26 Strophen blieben nur 11 erhalten, in Einzelheiten verändert. Mit solchen, die den Hauptgedanken in zum Teil unerträglichen Bildern fortsetzten, fielen der strengen Selbstkritik auch die beiden folgenden zum Opfer:

„Wenn dein Dichter sich an deine süßen
 Rippen klammert mit berauschten Küssen,
 Fremde Töne um die Ohren schwirren,
 Unfre Wesen aus den Jugen irren,
 Strudelnd sich verwirren . . .
 Waren, Laura, diese Lustsekunden
 Nicht ein Diebstahl jener Götterstunden?
 Nicht Entzücken, die uns einst durchfuhren?
 Sineinanderzuckender Naturen
 Ach! nur matte Spuren?“

Völlig neu entstanden allein die im Stil merklich abweichenden Verse 26—30: ohne sie waren B. 36—40 ganz unverständlich.

Würde der Frauen (S. 25). Schillers „Horen“ brachten im 2.—4. Stück des 1. Jahrgangs (1795) zwei Abhandlungen von Wilhelm v. Humboldt: „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur“ und „Über die männliche und weibliche Form“. Der Reichtum dieser Aufsätze an physiologischen und psychologischen, ästhetischen und ethischen Betrachtungen regte den Dichter, der das Thema schon in seiner Abhandlung „Über Anmut und Würde“ gestreift hatte, zur poetischen Vergleichung der Geschlechter an. Sie ist so recht ein Produkt aus Schillers „Übergang von der Metaphysik zur Poesie“; vgl. Einleitung S. XIII. Obwohl er anfangs großen Wert auf das am 28. Aug. 1795 beendigte Gedicht legte und das mit besonderer Spannung erwartete Urteil der Freunde höchst beifällig war, zeigte er selbst sich schon bald nach der Drucklegung im Almanach auf 1796 unbesriedigt davon; vgl. an Humboldt, 29. Nov. 1795. In der Tat hatte die fortgesetzte Kontrastierung etwas Ermüdendes, und so ließ er bei der Redaktion für die erste Gedichtsammlung 56 von 118 Versen gänz-

lich fallen, zum Vorteil der künstlerischen Wirkung und ohne wesentliche Schädigung des Gedankengehaltes. Vgl. auch „Die Geschlechter“ und „Macht des Weibes“ (S. 131 und 263).

An Emma (S. 27). Vgl. die Anmerkung S. 292 zum „Geheimnis“. Als Schiller das Lied am 7. Aug. 1797 zur Komposition an Zelter sandte, bemerkte er, es würden vielleicht noch einige Strophen dazu kommen, doch zweifle er, ob er so bald die Stimmung dazu finden werde. Man liebte damals Vieder mit möglichst vielen auf die gleiche Melodie zu singenden Strophen; heute würden wir dem Dichter danken, wenn er schon die dritte gestrichen hätte. Übrigens lauteten die beiden letzten Verse im Almanach für 1798:

„Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglöhht.“

Diese Fassung verdient entschieden den Vorzug vor der 1800 von Schiller eingeführten.

Der Abend (S. 28). Zu diesem „Versuch in dem griechischen Silbenmaß“ (an Körner, 5. Okt. 1795) war Schiller angeregt worden durch Humboldts Aufforderung vom 31. Aug. 1795, er möge doch noch einmal — wie in einigen Jugendgedichten — „in den eigentlich lyrischen Silbenmaßen, wie die Klopstock'schen und Horaz'schen sind, einen Versuch machen“. Das Experiment fand Humboldts Beifall, wurde aber von Schiller nicht wiederholt; vielmehr wandte sich dieser eben jetzt nach Goethes Beispiel dem elegischen Versmaß der Distichen zu, vor dessen Schwierigkeiten Humboldt ihn warnte; vgl. Einleitung S. XIII.

Die Blumen (S. 28). Vgl. die Anmerkung S. 294 zum „Geheimnis der Reminiscenz“. Schiller beseitigte jedoch nicht nur die Beziehung auf „Laura“, für welche eine „Nanni“ eintrat, sondern gestaltete das ganze Gedicht im einzelnen um, ohne den Gedankengang zu ändern. Der Schluß hatte gelautet:

„Von Dionen angefächelt,
Schöne Frühlingskinder, lächelt,
Jauchzet, Blumen in dem Hain!“

Dione, im Altertum bald die Mutter der Venus bald diese selbst, fehlte dafür noch in der ursprünglichen Gestalt der Verse 15—17:

„Schuf nicht für die süßen Triebe
Euren Reich zum Thron der Liebe
So wollüstig die Natur?“

Amalia (S. 29). Der Sehnsuchtsseufzer Amaliens eröffnet in den „Räubern“ den dritten Akt, dort um eine Strophe reicher, die mehr noch als die anderen schon ganz im Stil der Luragedichte gehalten ist. Für die Frage, ob letztere einer erhörten Leidenschaft oder nur der Phantasie entstammen, ist diese Übereinstimmung mit dem Liede beachtenswert, das zweifellos nur eine erfundene Situation ausmalt.

Die Kindesmörderin (S. 30). H. P. Sturz, dessen schon in der Anmerkung S. 293 zu „Hektors Abschied“ gedacht wurde, hat nach Max Kochs Bemerkung auch dieses Gedicht, wo nicht angeregt, so doch beeinflusst durch die fingierte Rede einer Kindesmörderin vor Gericht, die er einer Abhandlung über die Todesstrafe (1776) einfügte. Das immer neue Thema war auch damals gerade in der Literatur beliebt: es braucht nur an Goethes Gretchen erinnert zu werden und daran, daß H. L. Wagner eben dieses Motiv aus dem ihm bekannten Entwurf des „Faust“ zu einem eigenen Drama (1776) erweiterte. Schillers Gedicht entstand 1780 oder 1781. Es ist wiederum ein dramatischer Monolog, aber ohne die Einheit einer bestimmten Situation, vielmehr ist eine solche vermieden und das Ganze visionär gehalten. V. 1—104 sprechen die Empfindungen der Verurteilten im Kerker oder auf dem Wege zur Richtstatt aus, die letzte Strophe ruft sie vom Schafott herab, inzwischen aber lebt in ihrem Geist die Szene wieder auf, in der sie die Briefe des Treulosen verbrannte. Die Bearbeitung des Gedichtes aus der Gestalt der „Anthologie“ für die Sammlung von 1803 griff nirgends tiefer ein: durch das in der Einleitung S. XVI zitierte Vorwort und durch die Angaben der Entstehungsjahre im Inhaltsverzeichnis hatte Schiller ja dafür gesorgt, daß man die Jugendgedichte in dieser zweiten Sammlung als solche erkennen und beurteilen sollte. In diesem Fall machte er sich die Mühe so leicht, daß er V. 111 das gute alte „hochan flodern“ (= flackern) durch „hochauf lodern“ ersetzte trotz des Reimes auf „lodern“, und in V. 14 verlor der Sinn durch

Einschiebung eines Komma zwischen den Genetiv „Paradieses-
kinder“ und den Vokativ „Phantasien!“ (Nach Jonas' Vor-
schlag habe ich das lange Kompositum — vgl. z. B. „Schauer-
nachtgeflüster“ und „Himmelmainglanz“ S. 225 — durch
Bindestriche verdeutlicht.) Doch führte Schiller auch einige
wohlthätige Änderungen ein; so B. 61 und 62 für die ältere
Fassung:

„Tödliehlieblich sprang aus allen Zügen
Des geliebten Schelmen Konterfei.“

Bunteslied (S. 34). Über die Absicht, in der dieses
heitere, nichtsdestoweniger gehaltreiche Lied der düsteren
Hochgerichtsphantasie nachgestellt zu sein scheint, vgl. o. S. 292.
Es wurde entweder für das mehrerwähnte Kränzchen oder
bald nach dessen Auflösung, also etwa 1802, gedichtet.

Berglied (S. 35). „Neben dem Tell gelegentlich ent-
standen“ nannte Schiller dieses Gedicht im Brief an Körner
vom 4. Jan. 1804, und am 26. d. M. schickte er es als „eine
kleine poetische Aufgabe zum Deciffrieren“ an Goethe, der
umgehend antwortete: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger
Stieg auf den Gotthard, dem man sonst noch allerlei Deu-
tungen zufügen kann, und ist ein zum Tell sehr geeignetes
Lied.“ An wirkliche Einschaltung in das Drama (vgl. darin
B. 25 ff. und 3242 ff. nebst Anmerkung Bd. 7, S. 370 f.) konnte
aber auch Goethe wohl nicht denken, der damals den ersten
Akt und die Rütli Szene schon kannte. — Zu B. 5 setzte Schiller
selbst die Anmerkung: „Löwin, an einigen Orten der Schweiz
der verdorbene Ausdruck für Lavine.“ — B. 22 lautet in
einem Faksimile der verlorenen Handschrift und im ersten
Druck (Taschenbuch für Damen auf 1805): „Nach Abend und
Mittag und Morgen“; es fehlte also die vierte, nördliche
Richtung, die neben ‚Abend, Mittag, Morgen‘ nur durch
‚Nacht‘ hätte bezeichnet werden können. Jonas verurteilte
daher die Gessart aller folgenden Drucke „Nach Abend, Nord,
Mittag und Morgen“ als eine verfehlte Berichtigung der
durch Schreibfehler entstandenen Verderbnis und schlug die
in unseren Text eingeführte Heilung vor: nur so schließen
sich die vier Himmelsrichtungen unmittelbar und in analoger
Benennung aneinander.

Reiterlied (S. 36). Das im Sommer 1797 gedichtete Lied wurde schon vor der Aufführung und Drucklegung des „Wallenstein“, für den es von Anfang an bestimmt war, im Musenalmanach auf 1798 veröffentlicht, den Sammlungen von 1800 und 1803 aber nicht eingereicht. Für eine der letzten Aufführungen, die Schiller erlebte, fügte er noch folgende, in V. 6 auf Napoleon zielende Strophe hinzu:

„Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
 Drum froh, wer den Degen jetzt führt!
 Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
 Ihr zwingt das Glück und regieret.
 Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
 Der mutige Springer erreicht sie doch.“

Nadoweffs Todtenlied (S. 38). Bei der Suche nach Stoffen zur Belebung des Almanachs mit Gedichten verschiedenster Art erinnerte sich Schiller der *Travels through the interior parts of North-America* (1766–68) von Carver, die er wohl in Ebelings Übersetzung (1780) gelesen hatte; ihm sei, „als wenn sich diese Völkernatur in einem Lied artig darstellen ließe“, schrieb er am 30. Juni 1797 an Goethe. Dieser dankte schon am 5. Juli für das inzwischen in engem Anschluß an Carvers Schilderungen gedichtete Lied: es habe den „echten realistisch-humoristischen Charakter, der wilden Naturen in solchen Fällen so wohl ansteht. Es ist ein großes Verdienst der Poesie, uns auch in diese Stimmungen zu versetzen, so wie es verdienstlich ist, den Kreis der poetischen Gegenstände immer zu erweitern.“ Durch dieses Urteil ermutigt, wollte Schiller noch vier oder fünf kleine „nadoweffsche Lieder“ nachfolgen lassen, um diese Natur, in die er „einmal hineingegangen, durch mehrere Zustände durchzuführen“. Warum es unterblieb, zeigt Schillers Brief an Goethe vom 23. Juli: „An dem nadoweffschen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist bloß von der Roheit des Stoffs hergenommen. Es ist doch sonderbar, daß man in poetischen Dingen und bei einer großen Annäherung auf einer Seite doch wieder in so direkten Oppositionen sein kann.“ Vgl. Goethes Äußerungen hierüber gegen Eckermann, 23. März 1829. — Erst für die

Prachtausgabe änderte Schiller in Angleichung an die hier vorangehenden „Lieder“ die ältere Überschrift „Madowessische Totenklage“ in „Madowessiers Totenlied“.

Der Pilgrim (S. 39). Das im Mai 1803 entstandene Gedicht erinnert lebhaft an die „Sehnsucht“ von 1802 (S. 17) und an die „Größe der Welt“ von 1781 (S. 246), ja es erscheint wie eine Übersetzung dieser gleichfalls mit völliger Resignation schließenden Jugend-Ode in den ruhigklaren Stil des gereiften Dichters. Die in vielen deutschen Nachbildungen verbreitete Allegorie des Puritaners John Bunyan *The Pilgrim's Progress*, die Gustav Kettner als Quelle des „Pilgrim“ wie zum Teil auch der „Sehnsucht“ erwiesen hat, konnte Schiller schon in seiner Jugend kennen, doch nötigt die phantastische Pilgerfahrt in der „Größe der Welt“ nicht zu dieser Annahme.

Der Jüngling am Bache (S. 41). Während die „Erwartung“ (S. 21) am Schluß plötzlich in Erzählung übergeht, folgt hier auf vier erzählende Verse unvermittelt der Monolog. Schiller sandte dieses Gegenstück zu „Des Mädchens Klage“ (S. 20) als „eine Kleinigkeit zum Damenkalender“ am 1. Juni 1804 an Cotta, doch hatte er es schon im Frühling 1803 als Einlage für den „Parasit“ (Bd. 9, S. 304) benutzt. Mit Recht verwies Hoffmeister auf Schillers Äußerung gegen Goethe vom 20. März 1802: der Eintritt des Frühjahrs pflege ihn „immer traurig zu machen, weil er ein unruhiges und gegenstandsloses Sehnen hervorbringt“. B. 9—16 enthalten somit, was bei Schiller äußerst selten nachweisbar ist, den lyrischen Niederschlag einer ganz individuellen Stimmung. Vgl. die Anmerkung S. 330 f.

Punschlied. Im Norden zu singen (S. 42). Als Schiller das Lied am 2. Mai 1803 an Becker sandte für dessen nächstjähriges Taschenbuch (s. Anm. S. 292 zur „Sehnsucht“), bezeichnete er es als ein unbedeutendes Produkt, mit dem er, wäre es auch auf Unkosten seines poetischen Gewissens, nur seinen guten Willen beweisen wolle. Einige Tage vorher war Cottas Anwesenheit in Weimar durch „Souper und Punsch auf dem Stadthause“ gefeiert worden, und hierfür scheint Schiller dieses gesellige Lied, eine Erweiterung von B. 11—20 des folgenden, gedichtet zu haben.

An die Freunde (S. 44). Vgl. die Anmerkung S. 291 zu den „Weltaltern“. Wie im Lied „An die Freude“ und dem „Siegesfest“ waren die vier letzten Verse jeder Strophe als Chorus gedacht. Die Einreihung des Gedichts an dieser Stelle wurde wohl durch die eben erwähnte Verwandtschaft mit dem vorigen veranlaßt; auch leitet es durch seine ernste Stimmung über zu dem großen Schlußgedicht des ersten Buches.

Das Lied von der Glocke (S. 45). Wenn Karoline v. Wolzogen in ihrer Biographie Schillers erzählt, der Dichter habe schon bei seinem ersten längeren Aufenthalt in Rudolstadt — Frühling 1788 — in einer Glockengießerei Studien für dieses Lied gemacht, so verdient ihr Bericht allen Glauben, von einem unwesentlichen Erinnerungsfehler abgesehen. Denn gelegentlich eines nicht gar viel späteren Aufenthaltes in Rudolstadt, am 10. April 1791 war es, daß Schiller an Körner schrieb: „Zu einem lyrischen Gedicht habe ich einen sehr begeisterten Stoff ausgesunden, den ich mir für meine schönsten Stunden zurücklege.“ Daß hier die erste Idee des Liedes von der Glocke angedeutet wird, kann im Hinblick auf die Erzählung der Schwägerin kaum bezweifelt werden. Aber die große Pause in Schillers lyrischer Produktion — seit Anfang 1789 — sollte noch weitere Jahre dauern, und erst im Sommer 1797 nahm er den inzwischen nirgends anklingenden Plan wieder auf. Im Märzheft der „Horen“ 1797 war derjenige Teil von Goethes Cellini-Übersetzung erschienen, der den Fuß der Perseusstatue so lebhaft anschaulich beschreibt. Schiller las das Manuscript dieses Abschnitts mit besonderem Vergnügen (an Goethe 7. Febr. 1797), und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß sich hierdurch sein Plan wieder belebte. Aber nicht nur durch das Motiv des Erzusses ist das Lied des bürgerlichen Lebens mit der etwa gleichzeitigen Produktion des Freundes verwandt: gerade eben, im Juni 1797, hatte dieser das bürgerliche Epos „Hermann und Dorothea“ beendet. In seinem Brief an Goethe vom 7. Juli spricht Schiller von dem „Glockengiesseriiede“ als von einem dem Adressaten bekannten Stoff, dessen Ausführung ihm aber mehrere Wochen kosten werde, da er

so vielerlei Stimmungen dazu brauche und eine große Masse zu verarbeiten sei. Die einst in Rudolstadt gewonnene Anschauung frischte er auf durch Studium des bezüglichen Artikels in Krünitz' „*Ökonomischer Encyclopädie*“, aber bei schlechter Gesundheit konnte er nur die dringendste Arbeit leisten, und endlich entschloß er sich, den großen Stoff noch ein Jahr lang still in sich reifen zu lassen. Goethe stimmte ihm bei (14. Okt. 1797): „Die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist.“ Aus einem Jahre wurden zwei. Im Anfang des September 1799 weilte Schiller wieder in Rudolstadt, und am Ende des Monats erhielt die Druckerei mit dem Rest des Manuskriptes für den *Musen Almanach* auf 1800 auch den Schluß der „Glocke“.

Wie sich Schiller in der Darstellung der technischen Vorgänge an Krünitz hielt, so fand er bei ihm auch das Motto (= „Ich rufe die Lebendigen. Ich beklage die Toten. Ich breche die Blicke“), als Umschrift einer Schaffhausener Glocke aus dem Jahre 1486. Im übrigen sind Idee und Ausföhrung des Ganzen so völlig Schillers Eigentum, daß gelehrter Spürsinn kaum eine „Parallele“ aufzufinden vermocht hat. Am ehesten könnte man auf die erwähnte Schilderung in Goethes „*Cellini*“ hinweisen, in der es (Jubiläums-Ausgabe Bd. 32, S. 150 f.) heißt: „Da ich nun sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art, sie mit Erde zu umgeben . . . von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, so wendete ich mich . . . zu meinem Ofen . . . Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflöße, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben. Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein“ u. s. w. Aber auch diese Anklänge verstehen sich bei Darstellung gleicher Vorgänge von selbst.

Weder die durchsichtige Komposition bedarf einer Erklärung, noch enthält das große Gedicht Einzelheiten, durch deren Deutung der Herausgeber die nachschaffende Phantasie und den Genuß des Lesers zu stören berechtigt oder verpflichtet wäre.

Wie „*Der Spaziergang*“ (S. 132) und „*Das Eleusische*

Fest" (S. 169) den Werdegang menschlicher Kultur in großen, kühnen Zügen spiegeln, so läßt „Das Lied von der Glocke“ eine geschlossene Reihe von Bildern an uns vorüberziehen, welche die typischen Momente des individuellen Daseins in der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft zur Erscheinung bringen. Diese Bilder sind nicht gebunden an Ort und Zeit, ihre innere Wahrheit ist unabhängig auch davon, ob von Kirchtürmen Glocken läuteten oder läuten werden. So ist es im höheren Sinne auch nur ein historischer Zufall, daß — wiederum wie in „Hermann und Dorothea“ — das grelle Licht gerade der französischen Revolution seine Schatten in das friedliche Bürgerleben wirft; denn nicht diese wird geschildert, sondern das Typische aller staatlichen und gesellschaftlichen Katastrophen. Nur darin zeigt sich auch dieses Gedicht als ein Erzeugnis seiner engeren Zeit, daß die Reihe der inneren Bilder mit dem der Auflösung und Zerstörung schließt; an den glücklichen Ausgang der äußeren Handlung des Glockengusses allein knüpft die Hoffnung an, daß aus den zerbrochenen Formen neuer Segen entstehen werde.

Zweites Buch (S. 59—118).

Bei der Anordnung der für die Prachtausgabe bestimmten erzählenden Gedichte stellte Schiller die fünf Balladen aus der antiken Welt voran. Die folgenden enthalten mittelalterliche Stoffe, mit Ausnahme des zehnten und elften; aber auch diese stehen nicht unvermittelt oder zufällig an ihren Stellen: das Motiv der Jagd verbindet die vier letzten, unter welchen wieder der „Graf von Habsburg“ mit dem „Gang nach dem Eisenhammer“ durch das Motiv des katholischen Kultus verknüpft ist, während die Bekämpfung der Tierwelt durch den Menschen im „Alpenjäger“ als allgemeines ethisches Problem und im „Kampf mit dem Drachen“ innerhalb eines besonderen sittlichen Konfliktes behandelt wird.

Sollte man ohne Kenntnis der wirklichen Entstehungsdaten auf Grund stilistischer und sprachlicher Beobachtungen diese zwölf Balladen chronologisch ordnen, so würde man unbedenklich den „Gang nach dem Eisenhammer“ mit seiner

breiten Darstellung, seiner hier und da recht prosaischen Sprache voran, und ans Ende diejenigen stellen, deren energische Komposition und deren von allen Schlacken der Prosa gereinigte Sprache den Meister zeigen. In Wahrheit aber ergeben sich aus den Briefen und Schillers Kalender folgende Daten für die Beendigung der meist innerhalb weniger Tage gedichteten Balladen:

Der Taucher: 14. Juni 1797.

Der Handschuh: 18. Juni 1797.

Der Ring des Polykrates: 24. Juni 1797.

Ritter Toggenburg: 31. Juli 1797.

Die Kraniche des Zbykus: 16. Aug. 1797.

Der Gang nach dem Eisenhammer: 25. Sept. 1797.

Der Kampf mit dem Drachen: 26. Aug. 1798.

Die Bürgschaft: 30. Aug. 1798.

Hero und Leander: 17. Juni 1801.

Kassandra: 9. Juli 1802.

Der Graf von Habsburg: 25. April 1803.

Der Alpenjäger: 5. Juli 1804.

Die Hälfte also gehört dem Jahre 1797 an, in welchem Goethe und Schiller für den nächsten Musenalmanach in Balladen wetteiferten. Mehr als sonst näherte sich hierbei die Produktionsweise Goethes derjenigen des Freundes: beide suchten nach Stoffen, um in deren Bearbeitung die theoretisch erkannten Forderungen einer bestimmten Gattung der Poesie praktisch zu erfüllen. Vgl. Einleitung S. XIV.

Der Ring des Polykrates (S. 59). In Christian Garves „Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben“, die Schiller am 20. Mai 1796 vom Verfasser erhielt, wird das „Märchen“ vom Ring des Polykrates als Beispiel für die antike Anschauung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück seien, dem Herodot (III, 39 ff.) nacherzählt. Einige Details zeigen, daß der Dichter auf Herodot selbst zurückgriff, andere lassen uns die Kunst erkennen, mit der er das Überlieferte umschuf. In wirksamer Steigerung der einzelnen Momente ist eine ausgedehnte Handlung auf zwei Tage zusammengedrängt, und das Zwiegespräch an Stelle von Briefen

und Botschaften getreten. Bei Herodot zieht sich Amasis zurück, damit er nicht bei dem befürchteten Unglück des Polykrates als ein durch Gastfreundschaft Verbundener Schmerz empfinden müsse; Schiller führt dagegen das klarere egoistische Motiv der Furcht vor gemeinsamem Untergange ein. Herodot schließt seinen Bericht a. a. O. ebenfalls mit der Aufkündigung der Freundschaft, ergänzt ihn aber später (III, 126 ff.) durch die Erzählung, daß Polykrates durch die List und Grausamkeit eines persischen Satrapen ein schreckliches Ende fand; wogegen Schillers Schluß zu Goethes besonderem Beifall „die Erfüllung in suspenso läßt“.

Die Kraniche des Ibykus (S. 62). Bei Sendung der vorigen Ballade an Goethe, 26. Juni 1797, nannte Schiller sie „ein Gegenstück zu Ihren Kranichen“. Denn Goethe hatte die dichterische Behandlung dieses Stoffes zunächst seinerseits in Aussicht genommen, freilich noch ohne nähere Kenntnis; erst am 16. Juli schrieb er an den Weimariſchen Gymnasialdirektor Böttiger: „Die Griechen haben ein Sprichwort ‚Die Kraniche des Ibykus‘, dessen Bedeutung Ew. Wohlgeb. bekannt sein wird; nun soll aus diesem Stoff eine Ballade gebildet werden, und wir wünschten zu diesem Behufe einige Nachricht, wo sich die Geschichte begeben und ob von dem Manne selbst etwas Näheres als sein letztes Schicksal bekannt wäre.“ Die Antwort des nicht gern gesehenen, aber um seiner Kenntnisse willen gern befragten Gelehrten (vgl. „An“ S. 264) muß eine sehr vollständige gewesen sein, wie die Verwertung der von der antiken Überlieferung dargebotenen Motive in der Ballade zeigt. Schiller übernahm die Ausführung, unterzog aber das am 17. August an Goethe gesandte Gedicht einer eingreifenden Bearbeitung auf Grund der Bemerkungen, mit denen der Freund die Zusendung am 22. August beantwortete.

Daß Goethe den Stoff „gerne und förmlich“ (Annalen 1804) abtrat, hatte seinen Grund wohl darin, daß ihm Schillers auf „Darstellung von Ideen“ gerichtete Dichternatur hierzu besser geeignet schien als die eigene, realistische. Als Körner am „Ibykus“ wie am „Polykrates“ „eine gewisse Trockenheit“ aussetzte, antwortete Schiller (2. Okt.), diese sei

„von dem Gegenstand wohl kaum zu trennen, weil die Personen darin nur um der Idee willen da sind und sich als Individuen derselben subordinieren. Es fragte sich also bloß, ob es erlaubt ist, aus dergleichen Stoffen Balladen zu machen, denn ein größeres Leben möchten sie schwerlich vertragen, wenn die Wirkung des Überfinnlichen nicht verlieren soll.“ Nachdem Körner die beiden Balladen öffentlich besprochen hatte, verteidigte Goethe diese Art der Ideendarstellung, die man nicht verwechseln dürfe mit der Symbolisierung abstrakter Ideen. Schiller aber hielt Körners Ausstellungen nicht für ungegründet, wie er ihm am 27. April 1798 schrieb; hier wie in anderen Fällen (vgl. die Anm. S. 300 zu „Radoswessiers Totenlied“) ließ er sich leider durch die wohlgemeinten und oft feinsinnigen, oft aber recht künstlich-geistreichen Einreden seiner Freunde in seiner Produktion stören. — In der Darstellung und dem Gesange des Chors lehnte sich Schiller an W. v. Humboldts Übersetzung der „Cumeniden“ des Aeschylus an, deren Kenntnis schon die Verse 229 ff. der „Künstler“ verraten.

Die Bürgschaft (S. 68). Während Goethe glaubwürdig versichert, daß er einen Stoff wie den zur Ballade „Der Gott und die Bajadere“ jahrzehntelang „lebendig und wirksam im Innern erhielt“, bis er ihn gestaltete, vergingen bei Schiller wenige Tage zwischen der ersten Idee zur „Bürgschaft“ und der Beendigung des Gedichts (27. oder 28. bis 30. Aug. 1798). In den Fabeln des Hyginus — aus der Zeit des Augustus —, die er schon am 16. Dez. 1797 durch Goethe erhalten hatte, fand er den Stoff allerdings so erzählt, daß er nur wenig umzugestalten und hinzu zu finden brauchte. Das zum Treubruch reizende Versprechen B. 21, die (bei Hygin durch den König direkt ausgesprochene) Aufforderung des Freundes durch den Freund, der räuberische Überfall und der hemmende Durst als weitere Hindernisse des Eilenden, sowie die Begegnungen B. 95 ff., 103 ff. — im Zusammenhange mit dem Versprechen B. 21 — sind außer der poetischen Gestaltung der überlieferten Motive Schillers Eigentum; fast übersetzt ist B. 125 f. aus Sustine, carnifex! adsum, quem spopondit. — Bei anderen antiken

Autoren, deren Erzählung derselben Begebenheit Schiller erst später zum Theil kennen lernte, heißen die Freunde nicht Mörös und Selimuntius wie bei Hygin, sondern Damon und Phinthias, bei zweien Damon und Pythias. Diese Namen, wohllautender als jene, wollte Schiller in der Prachtausgabe einführen, und zwar auch als Überschrift des Gedichtes. Besserer Änderung ist in vorliegender Ausgabe nicht nachgegeben, da der Versuch, die fest eingebürgerte Überschrift zu verdrängen, jetzt sicherlich vergeblich bleiben würde; Schiller wurde wohl dadurch, daß die vier anderen antiken Balladen nach den Namen der Hauptpersonen betitelt sind, zu dieser Ummennung veranlaßt.

Rassandra (S. 73). Die im wesentlichen (B. 25—120) monologische Ballade führt uns in die Welt des „Siegesfestes“ (S. 8) zurück, das zwar später ausgearbeitet wurde, seiner Idee nach aber älter ist, wenn wir die in der Ann. S. 290 zitierte Äußerung Schillers vom 24. Mai 1803 wörtlich nehmen dürfen. Am 11. Febr. 1802 schrieb Schiller an Goethe, das „in einer ziemlich glücklichen Stimmung angefangene kleine Gedicht ‚Rassandra‘“ habe infolge seiner Behinderung durch Geschäfte nicht viel Fortschritte gemacht; erst am 9. Juli 1802 konnte er es für den Damenkalender an Cotta senden.

Rassandra, des Priamus Tochter, die erst in der nachhomerischen Sage zur vergeblich warnenden Seherin wurde, erscheint in der letzten Strophe des „Siegesfestes“ bereits unter den gefangenen Troerinnen; sie war dem Agamemnon zugefallen und theilte mit ihm den Tod durch Mörderhand, dessen Ahnung B. 113 ff. der Ballade aussprechen. Die in dieser vorgestellte Situation geht derjenigen des „Siegesfestes“ voraus: eben soll, im nahen Tempel des Apoll zu Thymbra, Rassandras Schwester Polyxena — nachhomerischer Tradition gemäß — dem Achill vermählt werden, als diesen der tödliche Pfeil des Paris trifft. Auch das sieht Rassandra voraus; jedoch sie lüftet den Schleier des Verhängnisses nicht, denn Apollo hat ihr zwar die Sehergabe verliehen, sie aber mit dem Fluch gestraft, daß sie keinen Glauben finde bei den „ewig Blinden“. So macht Schiller sie zur Trägerin der Idee,

daß die Erkenntnis der Wahrheit die Quelle des tiefsten Leides ist. Vgl. „Die Götter Griechenlands“ (Num. S. 328 f.).

Hero und Leander (S. 77). Wiederum ein Stoff, dessen Ausführung zunächst Goethe übernommen hatte (Schiller an Körner 23. Mai 1796), der dann aber liegen blieb, bis endlich, im Juni 1801, Schiller sich seiner annahm. Schon Virgil setzte bei seinen Lesern die Bekanntschaft mit Leanders Liebestod voraus, so daß er ohne Namensnennung darauf anspielte (Georg. III, 260), die dem Ovid zugeschriebenen *Heroiden* enthalten einen Briefwechsel zwischen Hero und Leander, und mehrere Jahrhunderte nach diesen Dichtern machte Musaios ein kleines Epos daraus. Mit Recht führt Viehoff die häufige Behandlung des Stoffes in der Literatur fast aller europäischen Völker darauf zurück, daß dieser Liebesroman dem mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschmack besonders entgegenkam. Auch hier hat Schiller sich eng an die Überlieferung gehalten, mit Verzicht aber auf die breite Exposition des Musaios, der sich Grillparzer in seinem Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ angeschlossen. Ebenso vermied es Schiller, durch den aus der Priesterschaft Heros folgenden Konflikt den engen Rahmen des Gedichtes zu überfüllen, und es scheint fast, daß V. 247 f. nur bildlich zu verstehen sind: denn im übrigen sehen wir Hero auf dem Felsenschloße, und auch das Gelübde V. 204 f. charakterisiert sie nicht als Priesterin. Bei Grillparzer dagegen folgt aus Heros Priesterschaft der Untergang der beiden Liebenden: der strenge Oheim, nicht der Sturm löscht die Lampe. Im Volkslied von den „zwei Königskindern“ trat an Stelle der feindlichen Natur „ein Mägdlein, ein falsches und böses Kind“.

Der Taucher (S. 85). Die letzte der antiken Balladen und die erste der mittelalterlichen sind durch ein Gemeinsames verbunden: in beiden versucht der liebende Mensch die Götter und geht zu Grunde im Kampf gegen die (in beiden Fällen durch das Meer vertretene) höhere Gewalt der Natur. — Der „Taucher“ ist eines der größten Zeugnisse für die außerordentliche Fähigkeit Schillers, ein nie Gesehenes innerlich zu schauen und durch die unvergleichliche Kunst und Macht seiner Sprache so lebendig zu schildern,

daß wir es mit den Augen des Leibes zu erblicken glauben. Als Goethe am Schaffhausener Rheinfall die Darstellung des Gedichts bestätigt gesehen, bekannte Schiller (6. Okt. 1797): „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.“ Auch hier war es, nach Ausweis des Briefwechsels, Goethe gewesen, der, bei einem längeren Aufenthalt in Jena im Mai und Juni 1797, Schiller mündlich mit dem Stoff bekannt gemacht hatte; erst nach Beendigung des Gedichtes erfuhr dieser durch Herder, daß er „im ‚Taucher‘ bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe“. Goethe belehrte ihn dann, daß dieser N. Pesce vielmehr der Held des in der Ballade behandelten Märchens gewesen. Unter den lateinischen Erzählungen des 14.—17. Jahrhunderts, in denen die erstaunlichen Schwimm- und Tauchleistungen des Sizilianers Cola, Cola Piscis, Pesceola oder Nicolaus Piscis geschildert werden, steht diejenige des Jesuitenpaters Kircher (*Mundus subterraneus* 1678) der Ballade am nächsten. In allen aber fehlt das Motiv, durch das Schiller die Handlung steigerte und ethisch erhöhte: an Stelle eines von der Goldgier in den Tod gejagten Artisten trat ein edler Jüngling, den Liebe treibt, ein ungeheures Wagnis zu wiederholen, das dem ritterlichen Ehrgeiz gelungen war.

Ritter Toggenburg (S. 91). Fünf von den sechs Balladen des Sommers 1797 dichtete Schiller in engem Anschluß an überlieferte Erzählungen; für die sechste ist eine solche enge Anlehnung weder bisher nachgewiesen worden noch liegt ein Grund zu der Annahme vor, daß Schiller auch für den „Ritter Toggenburg“ alle Hauptmotive aus einer uns nur noch nicht bekannten Quelle geschöpft habe. Nach verbreiteter Sage verstieß ein Graf Friedrich von Tockenburg seine Gemahlin Idäa oder Jtha in falschem Argwohn, und sie beschloß ihr Leben als Einsiedlerin; der Graf aber legte sich nach Erkenntnis seines Irrthums die Buße auf, sein stolzes Schloß zu verlassen und in der Nähe der Mißhandelten

gleichfalls als Einsiedler zu enden. Die zur Umformung dieser Motive erforderliche Phantasie hätte man Schiller doch billigerweise nicht absprechen sollen. In der „Darstellung von Ideen“ sah er eben damals sein dichterisches Programm, bußfertige Reue aber lag außerhalb seiner Ideale; so benutzte er aus der Legende nur das, was ihm dienen konnte, um die Idee der unüberwindlichen, durch die Unmöglichkeit der Erfüllung nur vertieften, verklärten Liebe darzustellen. — Albert Roster (Anzeiger für deutsches Altertum und Literatur XXIII, 299 f.) hat wahrscheinlich gemacht, daß Schiller den Stoff schon 1788 aus einem Roman der Benedikte Naubert (1756—1819) kennen lernte.

Der Handschuh (S. 93). Bei der ersten Erwähnung dieser Ballade (an Goethe, 18. Juni 1797) nannte Schiller sie „ein kleines Nachstück zum ‚Taucher‘“; noch wirksamer erscheint sie an dieser leztwillig vom Dichter ihr zugewiesenen Stelle als ein Gegenstück zum „Ritter Toggenburg“. Schiller fand die (mehrfach ähnlich überlieferte) Erzählung in des Monsieur de Saintfoix Essais historiques sur Paris (1766), in denen es heißt: „Un jour que François I. s’amusoit à regarder un combat de ses lions, une Dame ayant laissé tomber son gant dit à De Lorges: si vous voulez que je croye que vous m’aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant. De Lorges descend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la Dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu’elle lui faisoit, ne voulut jamais la voir.“ In seiner meisterlichen Gestaltung dieser Anekdote folgte Schiller also auch hinsichtlich des groben Schlußeffektes seiner Quelle; im ersten Druck jedoch (Musen Almanach auf 1798) änderte er B. 65, da Charlotte v. Stein Anstoß daran genommen, in:

„Und der Ritter sich tief verbeugend spricht“.

Später stellte er aber die erste Fassung wieder her, die er nur aus Höflichkeit geopfert hatte; vgl. an Böttiger 18. Okt. 1797. — Erst für die Prachtausgabe strich Schiller den Zusatz „Erzählung“ unter der Überschrift; ebenso war in den vorhergehenden Sammlungen die Mehrzahl der zwischen lyrische Gedichte eingestreuten erzählenden teils als „Ballade“,

teils als „Romanze“ bezeichnet gewesen: die Verbindung der zwölf gattungsverwandten Gedichte zu einem besonderen „Buch“ machte diese Zufüge entbehrlich.

Der Graf von Habsburg (S. 96). Bei seinen Studien zum „Tell“ fand Schiller in Tschudi's Chronicon Helveticum (1734) die Erzählung, die er dem priesterlichen Sänger in den Mund legte. Zum Teil schloß er sich in dieser fast wörtlich an Tschudi an (so in B. 68—70, 91—100), aber die ganze den Gesang umrahmende Situation ist sein frei erfundenes Eigentum. Tschudi bot hierfür nur den Hauch einer Anregung durch folgenden Schlußsatz: „Darnach ist derselb Priester des Churfürstlichen Erz-Bischoffs von Meentz Caplan worden, und hat Im und andern Herren von solcher Tugend, ouch von Mannheit dieses Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin Nam im ganzen Rich rumwürdig und bekant ward, daß Er harnach ze Römischen Künig erwelt ward.“ Diese historisch falsche Darstellung beseitigte Schiller, ohne im übrigen der Kritik gelehrter Pedanten ängstlich vorzubeugen; immerhin aber hielt er es für nötig, dem Gedicht eine Anmerkung beizugeben, in der es, nach Referat des oben zitierten Schlußsatzes der Chronik, in Bezug auf B. 6 heißt: „Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolfs Kaiserkrönung nicht ausübte.“

Der Gang nach dem Eisenhammer (S. 99). Als Schiller den 22. Sept. 1797 an Goethe nach Zürich schrieb, ein Zufall habe ihm kurz vor Redaktionsluß des Almanachs „noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade“ zugesührt, gab er den Anfang auf nur 24 Strophen an; es kamen also noch 6 hinzu, wohl nicht zum Vorteil des Gedichtes, das eher eine Zusammenziehung vertragen hätte. Der „Zufall“ war der, daß Charlotte v. Stein am 9. Sept. 1797 der Gattin Schillers „die verlangten Contemporaines“ sandte, eine französische Novellenammlung von Métiſ de la Bretonne (1780), in der die von Schiller benutzte Erzählung, nach Viehoff's Bemerkung eine Variation einer altindischen Fabel, steht. Außer der Lokalisierung in Savern (Zabern) und der Namensgebung, wofür das rein äußerliche Reimbedürfnis maß-

gebend gewesen zu sein scheint, sind fast alle Motive der Quelle entnommen, und es lohnt kaum, darauf hinzuweisen, daß in dieser die Gräfin durch eigenes Unwohlsein verhindert ist, die Messe zu hören, während bei Schiller B. 132 die Krankheit des Sohnes dafür eintritt. Auch die poetische Dürftigkeit einzelner Verse findet in der prosaischen Quelle ihre Erklärung, ihre Entschuldigung in der Hast der Fertigstellung für den schon unter der Presse befindlichen Almanach.

Der Alpenjäger (S. 107). Die Romanze gehört zu den Schnitzeln, die wie das „Berglied“ (S. 35) und der „Graf von Habsburg“ (S. 96) von der Hobelbank fielen, auf der Schiller den „Tell“ arbeitete. Kurz nach der ersten Auf- führung des Schauspiels in Berlin, am 16. Juli 1804 sandte Schiller dorthin an den Komponisten Zelter „noch etwas [aus] der schweizerischen Welt“, und wenige Tage zuvor war „Der Alpenjäger“ an Becker abgegangen für dessen „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“. Auch hier hat Schiller nicht frei erfunden, sondern einen überlieferten Stoff als Künstler gestaltet. In den „Briefen über ein schweizerisches Hirten- land“ von R. B. v. Bonstetten, gedruckt zuerst 1781, um deren Zusendung Schiller am 9. Aug. 1803 Cotta ersuchte, heißt es: „Alle Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemse jagen. Bald aber ging er irre in Eistäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist des Berges und sprach zu ihm: ‚Die Gemse, die du jagst, sind meine Herde; was verfolgst du sie?‘ Doch zeigte er ihm die Straße; er aber ging nach Haus und weidete sein Vieh.“

Der Kampf mit dem Drachen (S. 109). Auch dieses Ge- dicht ist insofern ein Nebenprodukt dramatischer Arbeit, als Schiller den Stoff in Vertots Histoire des chevaliers de l'ordre de Malte fand, einem Werk, das er schon für den „Carlos“ benutzte und das ihn auf den Plan der fragmen- tarisch gebliebenen „Malteser“ (f. Bd. 8) brachte; auch schrieb er eine Vorrede zu Riethammers freier Bearbeitung des Vertot 1793 (f. Bd. 13). Unmittelbar angeregt wurde Schiller zu dieser im Aug. 1798 gedichteten Ballade jedoch wohl durch den „Neupolierten Geschichts-, Kunst- und Sittenspiegel“ (1670)

des Erasmus Francisci: Goethe benutzte dies „abgeschmackte Buch“ für die Walpurgisnacht im „Faust“ und empfahl es am 13. Jan. 1798 an Schiller als „manchen für uns brauchbaren Stoff“ enthaltend. Nach Hermann Ulbrichs Bemerkung findet sich auch hier eine von Vertot wenig verschiedene Erzählung derselben Begebenheit mit einigen besonderen Details, die Schiller verwertete; ebenso enthält das in der Anm. S. 310 erwähnte Werk Kirchers eine Darstellung dieses Drachenkampfes, der etwa um das Jahr 1345 stattgefunden haben soll. Aber nicht nur den Kampf, auch den Zorn des Großmeisters über den Ungehorsam des von der Menge gefeierten Ritters und dessen strenge Bestrafung fand Schiller vor. Doch konzentrierte er die gedehnte Handlung in eine dramatisch bewegte Szene, in welcher der Ritter selbst den Kampf schildert; und wie er die ganze Darstellung poetisch reich belebte, so vertiefte er insbesondere den Schluß: demütige Selbstüberwindung des Ritters als die stärkste sittliche Tat veranlaßt seine Begnadigung, während in der Überlieferung der Großmeister sich durch Fürsprache anderer zur Milde umstimmen läßt, nachdem der strengen Ordenszucht Genüge getan worden.

Drittes Buch (S. 119—154).

Die Sängers der Vorwelt (S. 119). Das ganz in dem antiken Versmaß der Distichen gehaltene Buch findet eine glückliche Einleitung durch diese Elegie, in der „Die Dichter der alten und neuen Welt“ — so war sie ursprünglich überschrieben — einander gegenübergestellt werden. Ohne es unmittelbar auszusprechen, fordert sie den Leser auf, sich für den Genuß dieser Gedichte auf die Höhe des antiken Lesers zu erheben. — Für die Sammlung von 1800, nochmals sodann für deren zweite Auflage (1804) wurde dieses in den „Horen“ 1795 zuerst gedruckte Gedicht sorgfältig durchgesehen, und dasselbe gilt auch von den folgenden Elegien, mehr als von den meisten gereimten Gedichten Schillers. Das hat seinen besonderen Grund. Gelehrter Mißverständnis, in erster Linie von Johann Heinrich Voß im Gegensatz zu Klopstock vertreten, wollte den deutschen Dichtern die An-

wendung antiker Versmaße nur bei strengstem Gehorsam gegen die prosodischen Gesetze der antiken Poeten gestatten: wenn für diese, ohne Rücksicht auf die Betonung in ungebundener Rede, der Gebrauch des Wortes im Vers nur von der Länge und Kürze der Silben abhängig war, so sollte der deutsche Dichter das deutsche Wort im antikisierenden Verse zwar nicht anders betonen als in der Prosa, aber wie die Alten sollte er sich in der Hebung keine leichte, in der Senkung keine schwere Silbe erlauben und überhaupt sich den auf die deutsche Sprache zum Teil ganz unanwendbaren Regeln der antiken Metrik unterwerfen. W. v. Humboldt und andere Freunde gewannen durch ihre pedantische Kritik in dieser Richtung auf Schiller wie auf Goethe einen starken Einfluß, und ganz besonders bei Schiller gehen in den Elegien und Epigrammen die später vorgenommenen Änderungen zum guten Teil auf das Bestreben zurück, prosodische Anstöße zu beseitigen, was sich nicht immer durch Umstellung oder Ersatz einzelner Worte oder durch Umbau nur eines Verses erreichen ließ, sondern oft eine weitergreifende Umgestaltung nötig machte. Vergleicht man die so veranlaßten neuen Fassungen mit den älteren — was hier nicht geschehen kann — so zeigt sich, daß die Umprägung der Gedanken und Bilder zwar vielfach poetischen Gewinn gebracht, nicht selten aber den ursprünglichen Fluß und die Frische geschädigt hat.

Der Tanz (S. 120). Zu diesem im Spätsommer 1795 entstandenen Gedichte schuf Goethe in der „Eisbahn“ (dem „Winter“ der „Vier Jahreszeiten“) ein Gegenstück, ohne jedoch zu erreichen, was er als eine Besonderheit der dichterischen Natur Schillers erkannte: das vollkommene Gleichgewicht in der Mischung von Anschauen und Abstraktion. (An Schiller, 6. Okt. 1795.) Fast gleichzeitig bemerkte Goethe in einem Vortrag über die verschiedenen Zweige der weimarschen Tätigkeit (Jubiläums-Ausg. Bd. 25, S. 242), daß die Kunst des Tanzes zu einem bloßen Naturvergnügen auszuarten drohe, indem der Tanz „wohl immer als eine angenehme, selten aber als eine schöne und anständige Bewegung“ erscheine.

Das Glück (S. 121). Borbergers Vermutung, das „Glück“ und die „Nänie“ (S. 154) seien Bruchstücke einer „Theodicee“, die Schiller 1793 geplant hatte (vgl. an Körner, 28. Febr.), verdient keinen Beifall. Schiller hat das „Glück“ erst im Almanach auf 1799, die „Nänie“ erst in der Sammlung von 1800 veröffentlicht, und Distichen hat er, von einigen Jugendversuchen abgesehen, vor 1795 nicht verfaßt; vgl. an W. Schlegel, 9. Jan. 1796. Vor allem aber sind beide Gedichte in sich vollkommen abgeschlossen, so daß nicht einzusehen ist, warum sie Teile eines Fragmentes sein sollen.

Der Genius (S. 124). Der Titel „Natur und Schule“, unter dem das Gedicht in den „Horen“ 1795 (Sept.) zuerst erschien, weist auf den inneren Ausgangspunkt desselben: der erste Teil der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ war im Werden und ließ Schiller den Gegensatz durchdenken zwischen der einsältigen Natur und der Kultur. Vgl. Einleitung S. XIII. Schiller selbst fand das Gedicht (an W. Schlegel, 29. Okt. 1795) bezeichnend für seinen „Übergang von der Spekulation zur Poesie“ und hoffte, wenn er nur Zeit und Stimmung fände, „nicht immer so ängstlich mehr am Ufer der Philosophie hinsteuern zu müssen, sondern etwas weiter ins freie Meer der Erfindung zu segeln“. Die spätere Überschrift „Der Genius“ bezeichnet dasselbe, was B. 37 f. „der schützende Engel“ und „des frommen Instinkts liebende Warnung“ genannt wird. Auch in der oben zitierten Abhandlung (f. Bd. 12) heißt es: „Unbekannt mit den Regeln . . . bloß von der Natur und seinem Instinkt, seinem schützenden Engel geleitet, geht das Genie ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks.“

Pompeji und Herculaneum (S. 126). Schon 1592 war man bei der Anlage einer Wasserleitung auf Mauern von Pompeji, und 1719 beim Graben eines Brunnens auf antike Skulpturen in dem ursprünglich griechischen Herakleia (Herculaneum) gestoßen; aber erst 1748 begannen systematische Ausgrabungen der i. J. 79 n. Chr. durch einen gewaltigen Vesuvausbruch zerstörten Städte, und erst 1796 nahm man die mehrfach unterbrochenen Arbeiten in größerem Umfange

wieder auf. Eine Nachricht hiervon hat wohl Schillers Phantasie angeregt. Am 8. August 1796 hat er Goethe um eine Schrift „über die Herkulanischen Entdeckungen“, und dieser sandte ihm Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten von Italien“, die ihn einst durch das Land seiner Sehnsucht begleitet hatten. Auffallenderweise aber machte Schiller den Freund trotz dessen besonderer Anfrage mit dem Zweck dieser Studien nicht bekannt, verzichtete also darauf, seine innere Vorstellung von jenen Ausgrabungen aus Goethes Anschauung zu bereichern und zu berichtigen. In der That, in seinen der „Italienischen Reise“ einverleibten Briefen schilderte Goethe die beiden verschiedenen Städtebilder, die Schiller in eines zusammenzog, recht anders, als sie sich in der reinen Phantasie des Dichters aus den Details der gelese-
nen Berichte zusammensetzten: gegenüber der „räumigen Weite“, die das Gedicht rühmt, war Goethe gerade über die Enge und Kleinheit Pompejis erstaunt gewesen, selbst die öffentlichen Gebäude waren ihm wie Modelle und Puppenschränke erschienen, und den Gesamteindruck der „mumifizierten Stadt“ nannte er „wunderlich, halb unangenehm“. Wahrscheinlich kannte Schiller die realistischen Erinnerungsbilder des Freundes und wollte sich durch deren Wiederholung die Vorstellungen, die er zu rein poetischen Zwecken in sich wachgerufen, nicht zerstören lassen.

Shakespeares Schatten (S. 129). In den ersten Stadien der Xenienbildung (s. Einl. S. XIII f.) beschlossen die verbündeten Kämpfer, dereinst solle jeder von ihnen ohne jegliche Scheidung des Sondereigentums die Gesamtheit dieser geharnischten Epigramme in seine Werke aufnehmen. Doch verzichteten beide später hierauf, und in der Erkenntnis, daß ein bleibender poetischer Wert doch nur einem Teil der Xenien zugesprochen werden könne, wählte jeder nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl derjenigen aus, für deren Verfasser er sich hielt, und zwar einzelne Distichen sowohl als besonders solche, die schon im Almanach zusammengehörige Gruppen gebildet hatten. So haben in Schillers Sammlungen „Die Philosophen“ (S. 266), „Jeremiade“ (S. 270), „Die Flüsse“ (S. 271) und das vorliegende Gedicht

Aufnahme gefunden außer denjenigen einzelnen Epigrammen, die er den „Votivtafeln“ (S. 151 f., Nr. 50, 63, 64) zugesellte oder vereinzelt ließ (S. 268—270). — Die 23 Distichen, aus denen „Shakespeares Schatten“ besteht, bildeten im Xenienalmanach nur einen Teil einer Wanderung durch die Unterwelt, die zur Begegnung und zu satirischen Gesprächen mit verschiedenen Schatten und Schattengruppen Gelegenheit bot. In den „Gedichten“ (bis zur Prachtausgabe) setzte Schiller zur Überschrift die Bezeichnung „Parodie“, da die einleitenden Distichen an die Hadeswanderung des Odysseus beim Homer parodierend anknüpfen (Odyssee XI, 601 ff. und 473 ff.). Wie unter Herakles der Riese unter den Dramatikern, Shakespeare, so ist unter Tiresias Vessing zu verstehen, der in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ vergeblich versucht hatte, die deutsche Schauspielsichtung auf die Wege der Natur, der Alten und Shakespeares zu leiten. In den Anspielungen B. 29 ff. wollte Schiller ursprünglich nur die modernen Theaterdichter Schröder und Kogebue treffen, Ziffand dagegen „nicht weh tun“ (an Goethe, 31. Juli 1796), bis er sich durch den Hieb auf sein eigenes Jugendwerk (B. 33) die Freiheit schaffte, auch jenem einige Stiche zu versetzen.

Die Geschlechter (S. 131). Während die „Würde der Frauen“ (S. 25) Mann und Weib im allgemeinen kontrastiert, stellt diese etwa ein Jahr später, im Sommer 1796 entstandene Elegie Jüngling und Jungfrau einander entgegen bis zu ihrer Vereinigung durch die Liebe. Das Gedicht fand den besonderen Beifall Humboldts, der auch hier einen poetischen Nachhall seiner Abhandlungen (vgl. Annm. S. 296) vernahm. — B. 11 „ihr“ = der Männer. Andere beziehen es auf die Jungfrau, im Hinblick auf Diana; dann aber müßte die eben mit dem scheuen Reh Vergleichene sofort als dessen kühne Verfolgerin gedacht werden.

Der Spaziergang (S. 132). „Ein Gedicht, welches mich seit einigen Wochen sehr angenehm beschäftigt,“ nannte Schiller in einem Brief an Cotta vom 18. Sept. 1795 diese „Elegie“, und als solche, ohne eine andere Überschrift als diesen Gattungsnamen, erschien die große kulturhistorische Phantasie im nächsten Stück der „Horen“. Unter allen seinen bis-

herigen Produktionen schien sie ihm die meiste poetische Bewegung zu haben, dabei aber doch nach strenger Zweckmäßigkeit fortzuschreiten (an Körner, 21. Sept.), und im Vergleich damit erschien ihm „Das Ideal und das Leben“ (S. 191), das eben zuvor entstanden war, „bloß ein Lehrgedicht“ (an Humboldt, 30. Nov.). Zwar wurzelt auch der „Spaziergang“ noch durchaus in philosophischen Ideen — vgl. die Anm. S. 316 zum „Genius“ —, aber die durch die Phantasie vermittelte poetische Anschauung triumphiert bereits über die philosophische Konstruktion: die Forderung, aus den Verirrungen der Kultur zur Natur zurückzukehren, wird nicht als solche ausgesprochen, sondern sie erscheint im Spiegel eines Erlebnisses. Und auf einem Erlebnis, wenn auch nicht im äußerlich-rohen Sinne, scheint das Gedicht zu beruhen. Im Herbst 1793 reiste Schiller in seine schwäbische Heimat, und den Frühling 1794 verlebte er in Stuttgart. Daß er damals von hier auch nach Hohenheim gegangen, ist zwar nicht urkundlich nachzuweisen, aber selbstverständlich, zumal die Hohenheimer Anlagen erst nach seiner Flucht aus Schwaben vollendet und sehr berühmt geworden waren. Im Herbst 1794 erschien bei Cotta der „Taschenkalender auf das Jahr 1795, für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern“. Diesen Gartenkalender rezensierte Schiller für die Allgemeine Literatur-Zeitung (11. Okt. 1794, f. Bd. 16), mit besonderem Eingehen auf die „Beschreibung des Gartens in Hohenheim“, die Cottas Freund Rapp, der Schwager Danneders, darin (S. 53—79) veröffentlichte. Nun „interpretierte“ Rapp einen Plan in diesen Garten hinein, indem er ausführte: „Die Idee seines Stifters war, eine Kolonie abzubilden, die sich unter den Trümmern einer römischen Stadt niederließ. Dies muß man notwendig wissen, um es schicklich zu finden, daß so viel kleine und größere neue Häuser mit den Ruinen einer fremden und prächtigen Bauart durchwebt sind. Sobald uns aber diese Idee klar ist, wird es uns vergnügen, wenn wir hier das Haus des Vermöglichen, dort die Hütte des ärmern Kolonisten finden, und doch bei jedem noch das Stückchen Feld, das seinen Besitzer zu nähren

scheint. Wir nehmen lebhafteren Anteil an diesen Wohnplätzen, die wir benutzt glauben, und staunen zugleich die Überbleibsel schöner Tempel und fester Mauern an, die so dastehen, als hätten sie sich schon Jahrhunderte durch der Vergänglichkeit entzogen.“ Diese Idee griff Schiller auf, nebst vielen Details der umständlichen Beschreibung, und so heißt es am Schluß seiner Rezension, als einer prosaischen Vorstufe des zwischen den Bergen des Saalethals ausgeführten Gedichtes: „Mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseele und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.“

Botivtafeln (S. 141). Nach dem ursprünglichen Plan sollten die Xenien lediglich den Zwecken der Abwehr und des Angriffs, der Kritik und Satire dienen. Mehr und mehr aber verlangte die positive Natur beider Dichter ihr Recht: geistreiche Gedanken und Einfälle aller Art fanden epigrammatischen Ausdruck, „liebliche und gefällige“ Blumen wuchsen üppig auf zwischen den scharfen Dornen. Die Masse der in regem Wettstreit produzierten Distichen verlor hierdurch bald den Charakter der Einheit, und endlich schien nichts anderes übrig zu bleiben als der Verzicht auf eine Publikation, die nur äußerlich den Eindruck eines Ganzen gemacht haben würde. Schon hatten sich die Dichter zur Auflösung und Zerstückelung des bunten Vorrats entschlossen, als Goethe nochmals sein Bedauern darüber aussprach, daß ihr „schönes Karten- und Lustgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut“ werden solle. Da fand Schiller (an Goethe, 1. Aug. 1796) „die natürlichste Auskunft von der Welt . . . Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen,

kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Teile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganze, wie voriges Jahr die [Venezianischen] Epigramme, dem ersten Teile anschließen, so ist geholfen . . . Und so wären also die Xenien (wenn Sie meinen Gedanken gut heißen, wie ich denke) zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch zugleich nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“ In Ausführung dieser von Goethe freudig gebilligten Idee formte nun Schiller außer einigen kleineren zerstreuten Gruppen zwei große: die *Tabulae votivae* und die Xenien, jene aus 103, diese aus 414 Distichen bestehend.

Welchen Gebrauch die beiden Dichter von diesem gemeinschaftlichen Eigentum in den späteren Ausgaben ihrer Gedichte machten, wurde bereits in der Anm. S. 317 zu „Shakespeares Schatten“ im allgemeinen gesagt. Schon der Sammlung von 1800 reichte Schiller eine Gruppe von Epigrammen unter der Überschrift „*Votivtafeln*“ ein, die er größtenteils den *Tabulae votivae* des Almanachs auf 1797 entnahm, aber mit anderen, älteren wie neueren Distichen mischte; die zweite Sammlung (1803) brachte dann eine Nachlese aus den Almanachen für 1796–98 und dem ersten Jahrgang der „*Soren*“ (1795).

Alle 66 „*Votivtafeln*“ der Prachtausgabe (= S. 141 bis 153 der vorliegenden) sind den eben charakterisierten Epigrammengruppen der Sammlungen von 1800 und 1803 entnommen, in einer neuen Anordnung, die bis Nr. 58 sorgfältigst abgewogen ist; die letzten acht würde Schiller wohl kaum in dieser Folge belassen haben, wenn ihm und uns der Abschluß der Prachtausgabe durch ihn selbst beschieden gewesen wäre.

Wo die einzelnen 66 Nummern zuerst veröffentlicht wurden — Schillers Brauch gemäß in der Regel bald nachdem sie entstanden — läßt folgende Aufstellung überblicken.

Es erschienen erstmalig in

1. den Horen 1795: Nr. 11, 25, 27, 29, 52, 60;
2. dem Almanach für 1796: Nr. 22, 28, 30, 36, 37, 45, 59, 66;
3. den zerstreuten Epigrammen des Almanachs für 1797: Nr. 12, 14—16, 32, 34, 35, 56, 57, 62;
4. den Tabulae votivae desselben Almanachs: Nr. 1—9, 13, 17—21, 23, 24, 26, 31, 33, 38—43, 46—49, 61, 65;
5. den Xenien desselben Almanachs: Nr. 50, 63, 64;
6. dem Almanach für 1798: Nr. 53—55;
7. der Sammlung von 1800: Nr. 10, 44, 51, 58.

Zu einzelnen dieser 66 Distichen sei folgendes bemerkt.

1. Hatte Goethe die satirischen Epigramme nach dem Vorgange des römischen Dichters Martial (1. Jahrh. n. Chr.) „Xenien“, d. h. „Gastgeschenke“ betitelt, so schuf Schiller ein vollkommenes Pendant hierzu, indem er die „philosophischen und rein poetischen“ Epigramme „Votivtafeln“ nannte: bei den Römern war es frommer Brauch, insbesondere nach Rettung aus Gefahr, in den Tempeln Tafeln aufzuhängen, deren Auf- oder Inschrift (Epigramm im eigentlichen Sinn) den Göttern dankte.

2. In einem philosophischen Gespräch, das für den „Geisterseher“ (Buch 2, Brief 4; s. Bd. 2) bestimmt war, heißt es von der Natur: „Wie viele Keime und Embryonen, die sie mit so viel Kunst und Sorgfalt zum künftigen Leben zusammensetzte, werden wieder in das Elementarreich aufgelöst, ohne je zur Entwicklung zu gedeihen. Warum setzte sie sie zusammen? In jedem Menschenpaare schläft, wie in dem ersten, ein ganzes Menschengeschlecht; warum ließ sie aus so vielen Millionen nur ein einziges werden?“ — Ebenso haben viele der folgenden Epigramme ihre Vorstufen in Schillers prosaischen Schriften. In den ausführlichen „Erläuterungen“ von Viehoff und Dünzger findet man eine Sammlung solcher Parallelen angelegt, die dann vielfach ergänzt wurde, besonders durch Fritz Jonas (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I, 151 ff.) sowie durch Erich Schmidt und Bernhard Suphan in ihrer Gesamtausgabe der Xenien (Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 109 ff.).

8, 9 und 47. Diese drei Distichen nahm auch Goethe in seine Werke auf; vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. 1, S. 240 und 241 (Nr. 53, 45 und 54 der „Vier Jahreszeiten“).

10 stand bereits im Almanach für 1796, ebenfalls ohne Nennung des Archimedes, in folgender Gestalt:

„Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur etwas Erde außerhalb der Erde,

Sprach jener weise Mann, und staunen solltet ihr,

Wie leicht ich sie bewegen werde! —

Da eben liegt's, ihr Herrn. Vergönnet mir

Nur einen Augenblick aus mir herauszutreten,

Gleich will ich euren Gott anbeten!“

11. Zu B. 4 setzte Schiller in den „Soren“ die Anmerkung: „Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Syrakus bediente.“

13. Man hat hierin Beziehung auf Goethe vermutet. Die ältere Fassung des ersten Distichons

„Beide suchen die Wahrheit. Der innen im Herzen und jener

Außen im Leben, und so findet sie jeder gewiß“

sowie die ursprüngliche Überschrift „Realist und Idealist“ schließen das nicht aus. Nur darf man nicht vergessen, daß Schiller den Unterschied der beiden Individualitäten nicht hierin allein fand, sondern weit tiefer faßte; vgl. seine Briefe an Goethe vom 23. Aug. 1794, 14. Sept. 1797 u. a.

15. Zu dieser aristokratischen Auffassung hat sich Schiller wesentlich unter dem Einfluß Goethes bekehrt. Vgl. im „Demitrius“ (Bd. 8):

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,

Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.“

16. Vgl. 25 und 63. Auch Goethe konnte der Astronomie nichts abgewinnen; vgl. z. B. an Lavater, 19. Febr. 1781.

19. Im Almanach begann B. 4 „Selbst das Gebildete“, in der Sammlung von 1803 „Selbst Gebildetes“. Der Sinn aber, den Schiller durch diese Änderung dem Epigramm gab, kommt nur in der Schreibung „Selbstgebildetes“ zu klarem Ausdruck; denn das von anderen Gebildete ist ja Stoff auch für den Nachahmer, während der schöpferische Genius den Stoff selbst bildet. Vgl. 18 (B. 4) und 48. Ähnlich ließ Schiller in

beiden Auflagen der Sammlung von 1800 im „Philosophischen Egoisten“ (S. 259) B. 11 „Selbst genügsam“ drucken.

23 und 24, im Almanach und der Sammlung von 1800 noch nicht verbunden, bilden eine Einheit.

27. Vgl. 37 und „Die Größe der Welt“ (S. 246).

29. Hierdurch sollte sich Fichte getroffen fühlen; vgl. W. v. Humboldt an Schiller 18. Aug. 1795.

30. Vgl. 17 und Goethes Ausspruch (Dichtung und Wahrheit IV, 17. Jubiläums-Ausgabe Bd. 25, S. 49), die Aristokratie wirke ihrer Natur nach im stillen und sei desto sicherer, je weniger sie von sich reden mache.

32. Joh. Heinr. Voss war dem Dichter unsympathisch, zumal wegen des „Rigorismus“, mit dem er die Befolgung seiner „eigensinnig kleinlichen Regeln“ in den Versen anderer überwachte; vgl. Anm. S. 314 f. zu den „Sängern der Vorwelt“.

36. Vgl. den Schluß der „Ideale“ (S. 163).

43. An Götschen, 4. Febr. 1794: „Der gute Geschmack zeigt sich oft mehr durch das, was verschwiegen, als durch das, was gesagt wird.“

45. Vgl. „Die Führer des Lebens“ und „Die idealische Freiheit“ (S. 260 f.).

46. Vgl. den Schluß der „Künstler“ (S. 191).

47. Vgl. die Anm. zu 8 und 9.

51. Das mythische Denken der Alten belebte die Natur, die neuere Wissenschaft faßte sie materialistisch auf, die neueste Philosophie erfüllt sie wieder mit lebendigen Kräften. Vgl. „Die Götter Griechenlands“ (S. 156).

52. Während Schiller in Goethe einen „in die nordische Schöpfung geworfenen griechischen Geist“ erkannte (Brief vom 23. Aug. 1794), beobachtete er, daß so manchen das ihm selbst versagte Glück einer Fahrt ins Land der Antike dem Wesen derselben um nichts näher brachte. Vgl. „Die Antiken zu Paris“ (S. 203). In den „Moren“ (Sept. 1795) folgte noch:
„Hinter dir liegt zwar dein nebliger Pol und dein eiserner
Himmel,

Deine arkturische Nacht flieht vor Aesonians Tag;
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich türmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne:

Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Gluch."

53—55 waren dem Almanach für 1798 nebst den Epigrammen „Die schöne Brücke" und „Das Tor" (S. 264) eingestreut, und in der Sammlung von 1803 erschienen die fünf nebeneinander. So waren sie auch schon im Xenienmanuskript verbunden, und zwar in einem auf Gegenstände der Architektur bezüglichen Zyklus; s. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 60 f. (Nr. 529 ff.).

56 und 57 gehörten ebenfalls im Xenienmanuskript einem Zyklus an (a. a. O. Nr. 523 ff.), und ihnen voran ging ebenso wie in der Sammlung von 1803 „Der epische Hexameter" (S. 264). Für die Prachtausgabe schied Schiller letzteres Distichon aus: er mochte nun Anstoß genommen haben an dem Nebeneinander zweier verschiedenen Vergleiche für denselben Gegenstand.

58. Vgl. 41. Der lebendige Geist kann sich durch das gröbere Mittel der Sprache nur unvollkommen mitteilen; in der Musik spricht die Seele sich völlig aus. Vgl. „Graf von Habsburg" B. 45 ff. (S. 97) und „Nacht des Gesanges" (S. 216).

60. Die Erscheinung der Gottheit, „den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren," genießt — wie es am Schluß der Abhandlung über die Grenzen beim Gebrauch schöner Formen (Bd. 12) heißt — „der Unglückliche, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist"; aber „der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil . . . keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt."

61. Vgl. in Goethes ein Jahr nach diesem Epigramm entstandener Elegie „Euphrosyne" B. 121 f.:

„Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod."

62. Nach Kellers „Beitrügen zur Schillerliteratur" S. 63 besaßen des Dichters Erben noch das Etui dieses Ringes,

dessen Stein Schiller 1790 durch Götschen erworben hatte; s. Brief vom 14. März.

64. Die ursprüngliche Überschrift dieses Xenions ließ die Beziehung auf die Leipziger Zeitschrift „Bibliothek schöner Wissenschaften“ erkennen; s. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII, 236.

66. Das im Almanach für 1796 erschienene Epigramm ist ein poetischer Widerklang von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ Buch I, Kap. 10, das Schiller im Dezember 1794 kennen gelernt hatte.

Nänie (S. 154). Vgl. Anm. S. 316 zum „Glück“. Das Gedicht wurzelt durchaus in der extrem klassizistischen Periode Schillers, wie schon die bloßen Anspielungen auf Gestalten des antiken Mythos zeigen (B. 3 f. Orpheus und Eurydike, 5 Adonis, 7 f. Thetis und Achill), vgl. Anm. S. 290 f. zum „Siegesfest“. Die Schlußverse erinnern an zwei ältere Elegien Goethes: „Hermann und Dorothea“ B. 30 „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön“ und Röm. El. VII, 26 „Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab“.

In der Prachtausgabe sollte am Schluß des dritten Buches noch „Die Zerstörung von Troja“ folgen, die ich in der vorliegenden Ausgabe nebst der „Dido“ zu den Übersetzungen stellte (Bd. 10, S. 195 ff.). Daß Schiller sie hier einfügen wollte, hatte einen ganz äußerlichen Grund. Jedes der vier Bücher sollte „im Durchschnitt 10 Bogen oder 80 Quartseiten“ zählen. Berechnet man nun — unter Berücksichtigung des Umstandes, daß in dem für die Prachtausgabe bestimmten breiten Format kein Hexameter oder Pentameter gebrochen werden sollte — den Umfang, den das dritte Buch einschließlich der „Zerstörung Trojas“ bekommen haben würde, so ergibt sich, daß es das vierte nur um wenige Seiten übertroffen hätte. Lediglich aus seinem Vorrat an Elegien und Epigrammen aber konnte Schiller kein ganzes Buch bilden: es würde um mehr als ein Drittel unter dem Durchschnitt geblieben sein. Andererseits mußte er für die Prachtausgabe auf mehr als ein Viertel derjenigen Elegien und Epigramme, die schon in den Sammlungen von 1800 und 1803 gestanden hatten, verzichten, da die Gesamt-

heit derselben mit der „Zerstörung Trojas“ (oder der „Dido“) ein viel zu starkes Buch ergeben haben würde. So erklärt sich zugleich, warum unter den Distichen unseres „Anhangs“ (S. 258—273) manche erscheinen, deren poetischer Wert die Aufnahme in das dritte Buch durchaus gerechtfertigt haben würde.

Viertes Buch (S. 155—218).

Der Austritt des neuen Jahrhunderts (S. 155). Am 9. Febr. 1801 schlossen Frankreich und Oesterreich den Frieden zu Tunesville; sieben Tage später schrieb der Buchhändler Göschen an Schiller: „Ich möchte gern ein Gedicht von einem Bogen auf den Frieden mit möglichster Schönheit drucken, aber es müßte von einem Manne wie Sie sein — Ich mag den Wunsch nicht ausschreiben, und also lassen wir das —“. Schiller antwortete am 26. d. M.: „Gerne, lieber Freund, wollte ich Ihren Wunsch wegen des Gedichts erfüllen, wenn ich nicht eine ähnliche Proposition von Cotta schon dreimal abge schlagen hätte. Auch fürchte ich werden wir Deutsche eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Dde unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das Deutsche Reich verwandeln müßte.“ Die nächste Zeit bestätigte die Auffassung Schillers: das Reich zahlte die Beche, der Krieg zwischen Frankreich und England dauerte fort, in Rußland wurde (am 23. März, s. B. 4) Kaiser Paul I. ermordet. — Das Gedicht klingt wie eine poetische Antwort auf Göschens Bitte, aber die Überschrift „An ***“, unter welcher allein es im Cotta'schen Taschenbuch auf 1802 erschien — die erweiterte erhielt es erst in der Sammlung von 1803 — wendet sich wohl allgemein (vgl. S. 215) an die Edlen der Nation mit der Aufforderung, nicht von der Entwicklung der politischen Verhältnisse das Heil zu erwarten, sondern es im Innern und in der Pflege des Schönen zu suchen. — Das Gedicht scheint erst kurz vor seiner Sendung an Cotta (17. Juni 1801) entstanden zu sein. In denselben Frühling gehört vermutlich der groß angelegte Entwurf zu einem Gedicht, das die Gedanken des vorliegenden mächtig erweitern

und in der Zuversicht gipfeln sollte, daß die Deutschen be-
ruhen seien, die im Lauf der Jahrhunderte ausgenommene
Kultur aus der verwirrten Gegenwart in die Zukunft zu
retten. (Vgl. B. Suphan, „Deutsche Größe, ein unvollendetes
Gedicht Schillers 1801“, Weimar 1902.)

Die Götter Griechenlands (S. 156). Was die Botivtafel 51
(S. 151) in ihren ersten Vers zusammendrängt, wird hier
in figurenreichem Bilde ausgemalt — mit dem Unterschiede
aber, daß in diesem älteren Gedichte für die Entgötterung
der Natur, für die materialistische Weltanschauung das
Christentum verantwortlich gemacht wird, insofern nämlich,
als dieses die Beseeltheit der Körperwelt leugnete. In der
Fassung, in der das Gedicht zuerst erschien (in Wielands
„Merkur“, März 1788), gab der Dichter, der sich eben damals
erst mit stürmischer Begeisterung der Antike zugewandt hatte,
seinem Zorn noch heftigeren Ausdruck; so in den Versen:

„Nach der Geister schrecklichen Gesezen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benezen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.“

An öffentlichen Angriffen fehlte es daher ebensowenig wie
an freundschaftlichem Tadel. Sie scheinen Schillers Einsicht
in die Schwächen und Anstöße des in Eile geschriebenen
und sogleich gedruckten Gedichtes eher aufgehalten als be-
fördert zu haben, indem sie ihn gerade zum Widerspruch
reizten und zu Verteidigungen wie gegen Körner (25. Dez.
1788): „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in
Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch
nur das wohlthätige Traumbild des großen Hauses, sondern
er ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten
zusammengesessene Mißgeburt. Die Götter der Griechen,
die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der
griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammen-
gefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur
sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft
geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist.“
Sobald aber die literarische Fehde, die das Gedicht hervor-
gerufen hatte, verklungen war, trat Schillers ruhige Selbst-

kritik in Kraft. Schon am 5. Mai 1793 schrieb er an Körner, daß er „kaum mit 15 Strophen zufrieden“ sei von den 25, die das Gedicht in jener ersten Gestalt zählte. So strich er, von Einzelforrekturen abgesehen, bei der damals vorgenommenen Bearbeitung zur vorliegenden Gestalt, die aber erst in der Sammlung von 1803 erschien, 11 Strophen völlig und dichtete 2 neue, nämlich V. 41—48 und 121—128, hinzu. An Stelle dieses neuen Schlusses hieß es im „Merkur“:

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen —
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Deffen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werf und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.“

Mit den Längen und Übertreibungen opferte also die Bearbeitung völlig auch den Gedanken, in den die ältere Fassung ausgemündet war: daß die Größe und Wahrheit des neuen Gottes zu erhaben sei für den Sterblichen, den die Schönheit der antiken Mythologie beseligen konnte. Im „holden Blütenalter der Natur“ genoß der Mensch das

höchste Glück, dem er überhaupt gewachsen, er, für den „der Irrtum das Leben, das Wissen der Tod“ ist. Cassandra (S. 75) nennt es schrecklich, das sterbliche Gefäß göttlicher Wahrheit zu sein, und auch sie fleht:

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!“

Die Ideale (S. 160) sprechen als persönliche Erfahrung aus, was das vorige Gedicht als allgemeine historische Wahrheit darstellt. Wie die durch den Verstand aufgeklärte Menschheit aus der schönen Welt der Fabel vertrieben ward, so zerrannen die Träume, mit denen der Jüngling die Welt, seine Welt erfüllte. Drei „Ideale“ nur blieben dem Manne: Hoffnung, Freundschaft, Arbeit; aber die Arbeit ist die größte unter ihnen, die unermüdliche Hingabe an den „Bau der Ewigkeiten“, an die „große Schuld der Zeiten“, das heißt — wie Schiller in der Rede über das Studium der Universalgeschichte sagt — an die hohe Verpflichtung des Menschen: „an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann, ... an der unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, sein fliehendes Dasein zu befestigen“. — Das Gedicht entstand im Sommer 1795, als Schiller, eben zur Poesie zurückgekehrt, nach einem dichterischen Stil suchte. Schon oben hob ich hervor, daß das viele Dreinreden der ästhetisierenden Freunde, gerade in dieser Periode innerer Unsicherheit, kein Glück für die Entwicklung des Dichters war. Das zeigte sich auch hier. Nie zuvor hatte er in einem lyrischen Gedichte so rein und wahr seiner eigensten Stimmung Ausdruck gegeben, nie so im Sinne Goethes — und doch auf eigene Art — die erschütterte innere Harmonie durch das Mittel poetischer Gestaltung wiederhergestellt. Wie viel mehr noch, als es der Fall ist, würden wir auch dem Tyrifer Schiller zu danken haben, wenn er auf diesem Wege fortgeschritten wäre, die Tiefen seines reichen Gemütes in Pledern zu spiegeln und dadurch — wie Goethe das nennt — „edlen Seelen vorzufühlen“. Seiner Theorie zwar, nach der die Poesie sich vom individuellen Zustande fort zur absoluten Allgemeinheit erheben sollte,

entsprach diese Praxis nicht — und sogleich waren die Freunde mit geistreichen Kritiken des Gedichtes auf dem Plan, Humboldt vor allen: die Wirkung schien ihm „weniger auf dichterischen Vorzügen als auf dem Interesse zu beruhen, welches eine so menschliche und das Gefühl so stark ergreifende Stimmung notwendig mit sich bringt. Es hat unleugbar, wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes; ich zweifle nur, ob dies Rührende nicht auf eine zu überwiegende Weise aus dem Stoff und weniger aus der Form entspringt“; der „nahe Bezug“ des Gedichtes auf den Dichter selbst, die „schöne und natürliche Empfindung“ mache es zwar dem Herzen des Freundes besonders wert — aber „überall ist das Gefühl so viel sichtbarer als die Phantasie“ u. s. w. In seiner eingehenden Verteidigung vom 7. Sept. 1795 fand Schiller zwar in dem Gedicht „etwas, was es dichterischer macht als alle übrigen“, aber in einer sonderbaren Verkennung eben dieses Etwas schreibt er: „Das Gedicht ist zu subjektiv (individuell) wahr, um als eigentliche Poesie beurteilt werden zu können, denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gesängen von anderer Art vom innern Überfluß getrieben dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, teilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlecht nach, nicht Anspruch.“ Der Theorie zuliebe also ließ Schiller sich verführen, das aus eigenster Empfindung entsprungene Gedicht in den zweiten Rang der Poesie zu versetzen und den mit ihm so glücklich betretenen Weg wieder zu verlassen. — Befremdlicher noch ist, daß er Körners Einwand, der Schluß sei „matt“, mit der Erklärung beantwortete (8. Sept. 1795): „Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen, denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern, des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert, denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen, und mit diesem Gefühl wollte ich meinen Leser entlassen.“ Wie konnte der Dichter den großen positiven Gedanken der letzten Strophe so verleugnen?

Die Worte des Glaubens und Die Worte des Wahns

(S. 163 f.) wurden in einem Abstand von drei Jahren gedichtet, 1797 und 1800. Das zweite Gedicht bestätigt das erste, indem es dessen richtige Auffassung lehrt: die Glaubensworte bleiben leerer Wahn, solange der Mensch ihre Erfüllung im realen Leben sucht, anstatt sie in sich zu hegen und sich dadurch gegen die rohe Wirklichkeit zu wappnen.

Klage der Ceres (S. 165). Eine reife Frucht der Bewunderung, die Schiller der „Leben gebenden Fabel“ zollte, dem tiefen Geist der ewig jungen Alten, die das den Sinnen offene, dem Sinn aber verschlossene Walten der Natur unter dem Bilde eines Mythos begriffen. Das Samenkoru versinkt in die Erde und bleibt dem Licht, in dem es reifte, ewig verborgen, das neue Leben aber, das aus dem verlorenen Samen erwächst, verbindet beide Welten; — Ceres, die als Göttin den Styx nicht überschreiten kann, ruft die vom Hades geraubte Tochter Persephone vergebens zurück, die Verlorene aber sendet der Klagenden ihren Gruß durch die aufsprießenden Pflanzen, an deren Wachstum Ober- und Unterwelt den gleichen Anteil haben, und in diesem gemeinsam erschaffenen Neuen versöhnen sich Nacht und Licht, Leben und Tod. — Das Gedicht entstand im Juni 1796. Als Körner seinen Beifall geäußert hatte, antwortete Schiller: „Daß euch mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethen hin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“ Und doch war es Schiller, der durch nüchterne Experimente Goethes über das Wachstum von Pflanzen im Finstern zu dieser Dichtung angeregt wurde. Als er sie dem Freunde gesandt, erwiderte dieser (am 14. Juni 1796): „Das Gedicht ist gar schön geraten, die Gegenwart und die Allegorie, die Einbildungskraft und Empfindung, das Bedeutende und die Deutung schlingen sich gar schön in einander.“ Und eine Woche darauf fügte er hinzu: „Ihr Gedicht hat mich wieder an verschiedene Versuche erinnert, die ich mir vorgenommen hatte, um jene Idee, die Sie so freundlich aufgenommen und behandelt hatten, noch weiter zu begründen.“

Das Eleusische Fest (S. 169). Das vielleicht schon 1795 geplante, aber erst im Spätsommer 1798 ausgeführte Gedicht

ist mit dem vorigen eng verknüpft: Ceres, die dort die aus der Tiefe aufsprießenden Pflanzen durch himmlische Kräfte verschönt, wird hier gepriesen als die Göttin, die den Menschen zur planmäßigen Nutzung derselben, zum Ackerbau anleitet und damit den Grund aller weiteren Kultur legt. Der Hymnus, im ersten Druck „Bürgerlied“ benannt, ist als Festgesang bei den jährlich wiederkehrenden „Eleusinien“ gedacht, an deren sechstem Tage die Bildsäule des Iachnus, Sohnes der Ceres, in feierlichem Zuge von Athen nach Eleusis getragen wurde. Das Gedicht besteht aus zwei Teilen von gleicher Länge (V. 9—104, 113—208), die kunstvoll durch drei Strophen von abweichendem Bau umrahmt sind. Die in der vorletzten Strophe konzentrierte Idee des großen Gedichtes hat Vorbergerger mit Recht auf den berühmten Satz des Aristoteles zurückgeführt: daß der Mensch ein Gesellschaftswesen sei, während Götter und Tiere einer Gemeinschaft mit ihresgleichen nicht bedürfen. Die ethische Idee ist trotzdem Schillers Eigentum: die individuellen Triebe der Götter wie der Tiere bindet und beschränkt lediglich das Naturgesetz, das soziale Leben der Menschen aber besteht durch die von der Natur nicht gegebenen Gebote der Sitte, und nur wenn es durch diese gebunden ist, können die Individuen in Freiheit ihre Kräfte betätigen. — Auf Körners Bemerkung, das fremde Kostüm nehme dem Gedicht die Popularität, antwortete Schiller am 29. Okt. 1798: „Das Bürgerlied, weiß ich wohl, kann nicht allgemein interessieren; aber das liegt mehr am trockenen Stoff als an den mythischen Maschinen — diese sind vielmehr das einzige Lebendige darin: denn der Teufel mache etwas Poetisches aus dem unpoetischsten aller Stoffe.“

Die Künstler (S. 176). Wie im vorhergehenden Gedichte auf den Ackerbau, so wird in diesem alle menschliche Kultur auf die Kunst zurückgeführt. Wenn aber dort Gestalten des antiken Mythos erscheinen, Ceres voran, die des Dichters wie des Lesers Phantasie lebhaft erblickt, so treten hier in unvollkommener Personifikation Begriffe auf, und der Leser gerät mehrfach in einen Nebel, der ihm den Genuß des Ganzen wie der besonders glänzend ausgeführten Partien

erschwert. Die Entstehungsgeschichte gibt die Erklärung. Als Schiller sich zum ersten Male in Weimar niederließ, im Sommer 1787, schloß er sich zunächst eng an Wieland an, der seinerseits von der Mitarbeit des jungen Dichters an „Merkur“ eine Hebung dieser Monatschrift erhoffte. Die im Märzheft 1788 erschienenen „Götter Griechenlands“ erregten Aufsehen, mehr als die prosaischen Beiträge Schillers, und der vielgewandte Redakteur wünschte ein zweites großes Gedicht von ihm zu erhalten. Dennoch wurden die im Herbst des Jahres entstandenen „Künstler“ nicht sogleich gedruckt, sondern unter Wielands und anderer Einwirkung mehrfach umgearbeitet, erst um ein Drittel verkürzt, dann auf das Dreifache ausgedehnt, ohne Einheit der Stimmung. Am 5. Febr. 1789 glaubte Schiller fertig zu sein: „Ich habe noch nichts so Vollendetes gemacht,“ schrieb er den Rudolstädter Freundinnen. Aber schon wenige Tage später „ekel-ten einige vorher sehr wert gehaltene Strophen [d. h. Abschnitte] ihn an“, und er ersetzte sie durch vierzehn neue. Die Veränderung schien ihm sehr glücklich. „Ich habe nun“, berichtet er am 9. d. M. an Körner, „die Hauptidee des Ganzen, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einheit gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurch geht, mit nur veränderter Ansicht; die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer 12 Verse langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit; dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von seiner bessern Seite. Von da mache ich den Übergang zur Kunst, und der Hauptgedanke des Gedichts wird [S. 34—41] flüchtig anticipiert und hingeworfen.“ Bald aber durchschaute er die dem Gedicht gebliebenen Schwächen und deren letzten Grund: „Meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe“ (an Körner 25. Febr. 1789, vgl. 25. Mai 1792), und seine brieflichen Verteidigungen des Gedichts gegen den Tadel, daß es nur „philosophische Poesie“ oder „Philosophie in Versen“ sei, verraten durch ihre Künstlichkeit, daß er selbst die Berechtigung dieses Urteils empfand. Am entschiedensten

aber bekundete er dies dadurch, daß er mit den „Künstlern“ für die nächste Zukunft von aller Poesie bewußten Abschied nahm. Vgl. Einleitung S. XII. Als er sich vier Jahre später mit dem Plan einer Sammlung seiner Gedichte beschäftigte (s. an Körner, 5. und 27. Mai 1793), war er sich klar darüber, daß von allen am meisten die „Künstler“ eine eingreifende Bearbeitung forderten; ja, die Einsicht in die Notwendigkeit und Schwierigkeit dieser Arbeit scheint der Hauptgrund dafür gewesen zu sein, daß Schiller die Vereinigung seiner Gedichte zu einem Buch, in dem dann doch die großen „Künstler“ nicht fehlen durften, so lange hinausjoh. Als er sich endlich, nach so bedeutender Vermehrung des Vorrats, zur Publikation der ersten Sammlung entschloß, blieben die „Künstler“ ihr vorenthalten, und am 21. Okt. 1800 schrieb er an Körner: „Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich diesmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie die Künstler, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich beeidierte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts [nämlich aus dem einen zwei zu machen] hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid tut.“ So reichte er es erst der Sammlung von 1803 ein, deren Vorwort (s. Einl. S. XVI) die Unvollkommenheit entschuldigte. Für die Prachtausgabe jedoch sollte endlich die große Bearbeitung geleistet werden: das Manuskript (s. S. 287) enthält von diesem Gedicht keine Abschrift, sondern das erste einer Reihe von leeren Blättern trägt nur die Überschrift.

Das Ideal und das Leben (S. 191). An den eben erwähnten Vorschlag, die „Künstler“ in zwei Gedichte zu zerlegen, knüpfte Körner die Bemerkung: „Manches ist freilich nachher im Reich der Formen poetischer gedacht worden; aber der historische Teil der Künstler gäbe noch immer ein treffliches Gedicht.“ „Das Reich der Formen“ war die Abschrift, die das vorliegende Gedicht (vgl. B. 26 und 121 ff.)

in der ersten Auflage der Sammlung von 1800 trug: im Septemberheft der Horen 1795 war es als „Das Reich der Schatten“ erschienen, was zu dem Mißverständnis geführt hatte, es sei eine Darstellung des Totenreichs. Am klarsten bezeichnete endlich der Titel „Das Ideal und das Leben“ (seit der zweiten Auflage jener Sammlung) den Kontrast, den das Gedicht ausführt. Daß Schiller es schon bald nach der Entstehung als ein bloßes „Lehrgedicht“ verwarf, wurde bereits in der Anm. S. 319 zum „Spaziergang“ bemerkt; diesem Charakter entspricht, was der Dichter am 21. Sept. 1795 an Körner darüber schrieb: „Der Begriff des uninteressierten Interesse am reinen Schein, ohne alle Rücksicht auf physische oder moralische Resultate, der Begriff einer völligen Abwesenheit einschränkender Bestimmungen und des unendlichen Vermögens im Subjekte des Schönen u. dgl. leiten und herrschen durch das Ganze.“ Und sehr richtig nannte Schiller dieses Gedicht (wie den „Genius“, vgl. S. 316) bezeichnend für seinen „Übergang von der Spekulation zur Poesie“. So war es nicht nur die Verwandtschaft des Inhalts, sondern eine Art biographischer Verknüpfung, was Schiller veranlaßte, dieses Gedicht in der Prachtausgabe den „Künstlern“ folgen zu lassen, in denen sich sechs Jahre zuvor sein Übergang von der Poesie zur Spekulation bezeichnet hatte. — „Darstellend und nicht lehrend“ sollte eine Fortsetzung vom „Ideal und Leben“ sein, die Schiller (an Humboldt, 30. Nov. 1795) plante, aber nicht ausführte: hatte dieses mit dem Eintritt des Herkules in den Olymp geschlossen, so sollte die geplante Idylle „die Vermählung des Herkules mit der Hebe“ (vgl. B. 149) zum Inhalt haben, den „Übertritt des Menschen in den Gott“. — Vgl. Anm. S. 352 zur „Idealischen Freiheit“.

Resignation (S. 196). Obgleich B. 37 „Laura“ nennt, gehört die „Resignation“ nicht in den Kreis der Laura-Oden (vgl. Anm. S. 294 zum „Geheimnis der Reminiscenz“), wohl aber steht sie ihnen zeitlich weit näher als die zuletzt besprochenen Gedichte. Sie entstand um die Wende der Jahre 1784 und 1785 in Mannheim, bald nach dem Kampf“ (S. 247), und im inneren Zusammenhange mit

diesem: eine nur äußerliche Beziehung beider Gedichte auf „Laura“ sollte verhüllen, daß sie der Leidenschaft des Dichters für Charlotte v. Kalb entsprangen. Ausführlich hat dies Minor „Schiller“ II, 333 ff. nachgewiesen. — In einer Fußnote zum ersten Druck beider Gedichte („Thalia“ 1786) sprach Schiller auf Wunsch des Leipziger Zensors die Erwartung aus, der Leser „werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntnis des Dichters anzusehen“. Später veranlaßte ihn ein Zufall, einen Kommentar zur „Resignation“ zu schreiben. Der in der Ann. S. 319 genannte Rapp hatte einen Aufsatz über die richtige Art der Beurteilung von Gedichten verfaßt, mit besonderer Beziehung gerade auf die „Resignation“; das Manuskript kam ohne die Absicht Rapps in Schillers Hand, gelegentlich seines Aufenthalts in Stuttgart 1794, und dieser schrieb darunter (vgl. „Morgenblatt“ vom 29. August 1808):

„Der Herr Verfasser dieser Bemerkungen versteht es, wie poetische Werke beurteilt werden müssen, und das ist eine Kunst, die zuweilen selbst Dichter nicht verstehen. Man sehe das Urtheil Herrn Fried. Leopold Stollbergs über die Götter Griechenlands (im deutschen Museum). — Zu den Bemerkungen des Herrn Verfassers erlaube ich mir noch die folgende hinzuzusetzen, die meinerwegen als der Schlüssel zu diesem Gedichte dienen kann. — Der Inhalt desselben sind die Aufforderungen eines Menschen an die andre Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resigniert. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. — So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignment an künftige Güter ausgeübt werden,

taugen nichts. Die Tugend hat innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religions-Tugend gerichtet, welche mit dem Welterschöpfer einen Afford schließt und gute Handlungen auf Interessen ausleihet [B. 38], und diese interessierte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius."

Vergleicht man diese von Schillers späteren Kantstudien zeugende Erklärung mit derjenigen, die er am 21. Sept. 1795 über „Das Ideal und das Leben" schrieb (s. o. S. 336), so leuchtet ein, warum diese beiden Gedichte in der Prachtausgabe einander folgen sollten: indem sie die ästhetische Erhebung des Menschen über alle Schranken des Irdischen und die Resignation auf ein jenseitiges Glück lehren, enthalten sie nach Kettners treffender Definition das ästhetische und das religiöse Glaubensbekenntnis des Dichters. Vielleicht darf man annehmen, daß die durch Kapps Aufsatz veranlaßte Beschäftigung mit dem älteren Gedichte die Anregung zu dem neuen gegeben hat.

An Goethe (S. 199). Voltaire's „Mahomet" in Goethes Übersetzung erlebte am 30. Jan. 1800 in Weimar seine erste Aufführung. In der Voraussicht einer heftigen Opposition gegen diese Darbietung hatte Schiller es übernommen, einen Prolog zu dichten, „damit wir", wie er am 8. d. M. schrieb, „das Publikum mit geladener Plinte bei dem Mahomet erwarten können". Aus einem „Prolog" an das Publikum aber wurde das zu einer solchen Deklamation nicht geeignete Gedicht an Goethe, das Schiller dann in der Sammlung von 1800 drucken ließ. Wie in „Shakespeares Schatten" (S. 129), so wendet sich Schiller auch hier gegen den flachen Realismus, zugleich aber gegen die Romantiker, die sich eben damals in Jena zu einer literarisch mächtigen Gruppe verbanden und von deren phantastischer Richtung er einen stärkeren Einfluß auf das Theater befürchten mochte, als sie tatsächlich gewann. In dem kunstreich verlaufuilierten Hinweis auf den französischen Klassizismus als „Führer zum Besseren" widersprach Schiller zwar nicht geradezu seiner Überzeugung, ging aber doch weiter darin, als er es ohne den Zwang

einer besonderen Rücksicht getan haben würde: Herzog Karl August hatte die Verdeutschung und Aufführung des „Macbeth“ gewünscht „zur Verbesserung des deutschen Geschmacks“. Unmittelbar nach Abfassung dieser Stanzas unternahm Schiller die Bearbeitung von Shakespeares „Macbeth“. Erst drei Jahre später gab er dem wiederholten Verlangen des Herzogs nach, indem er selbst das Repertoire der deutschen Bühnen durch Bearbeitung französischer Dramen bereicherte; vgl. Bd. 9 und 10, Einleitung.

Die Teilung der Erde (S. 202). Am 16. Okt. 1795 sandte Schiller „einige Schnurren“ an Goethe: „Die Weltweisen“ (S. 256) und vorliegendes Gedicht, von dem er wünschte, der auf einer Reise nach Frankfurt unterwegs aufgehaltene Freund möchte es dort, in der Wohnung seiner Mutter, mit dem Blick auf die Zeil als das eigentliche Terrain dazu gelesen haben. Als das Gedicht in den „Horen“ anonym erschien, hielten viele Goethe für den Verfasser. — Das Durcheinander der präsens- und präteritalen Verbalformen gehört erst der Bearbeitung für die Sammlung von 1800 an; der Wechsel dieser Tempora beruht bei Schiller oft auf feiner Nuancierung und wurde von den Herausgebern vielfach ohne Recht beseitigt — z. B. in B. 1 des „Odysseus“, B. 154 der „Künstler“ oder B. 27 der „Götter Griechenlands“ —, kann aber in diesem Falle kaum verteidigt werden.

Die Antiken zu Paris (S. 203). Das kleine Gedicht wurde mit der „Sehnsucht“ (S. 17) und anderen in Beckers Taschenbuch auf 1803 veröffentlicht, entstand aber vielleicht früher. Schon seit 1797 hatten die Franzosen berühmte Bildwerke des Altertums, wie die Laokoongruppe, nach Paris verschleppt, von wo sie nach der Niederwerfung Napoleons zum Teil heimgeführt wurden. Vgl. Schiller an Goethe, 23. Jan. 1798; außerdem Motivtafel 52 (S. 151).

Die deutsche Muse (S. 204). Dem vorigen formal verschwiftet, erschien dies Gedicht gleichfalls 1803, und zwar in der damals ausgegebenen zweiten Sammlung. In seinem patriotischen Hochgefühl erscheint es wie ein Nebenprodukt des S. 327 f. erwähnten Fragmentes „Deutsche Größe“. Friedrichs des Großen ablehnende Haltung gegenüber der deutschen

Dichtung seiner Zeit hatte besonders in der Schrift *De la littérature allemande* 1781 Ausdruck gefunden. Den Plan einer epischen „*Fridericiade*“ gab Schiller nach mehrjährigen Erwägungen auf. „Ich kann“, schrieb er am 28. Nov. 1791 an Körner, „diesen Charakter nicht lieb gewinnen, er begeistert mich nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen.“

Mit diesem Gedichte bricht das im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrte, vom Dichter selbst geschriebene Inhaltsverzeichnis der geplanten Prachtausgabe ab. Buchstabenreste auf dem durch Scherenschnitt verkürzten Blatte zeigen aber, daß die Aufzählung mit der „*Deutschen Muse*“ noch nicht geschlossen hatte, und dementsprechend enthält auch das aus einzelnen ungeordneten Blättern und Bogen bestehende Manuskript der Prachtausgabe (s. S. 287) noch folgende acht dem Verzeichnis fehlende Gedichte: „*Sängers Abschied*“, „*Poesie des Lebens*“, „*Hoffnung*“, „*Breite und Tiefe*“, den ersten „*Spruch des Konfucius*“, „*Licht und Wärme*“, den zweiten „*Spruch des Konfucius*“ und „*Die Günst des Augenblicks*“. Mit Recht urteilte Rettner, man dürfe wohl mit diesen Gedichten die Lücke am Schluß des Inhaltsverzeichnisses von Buch IV ergänzen, zumal auch deren Inhalt gerade in den Gedankenkreis dieses Buches gut passe. Warum aber sollten es nur diese acht Überschriften gewesen sein, die der Scherenschnitt von dem Verzeichnis abtrennte? Nach dem Format des Papiers wäre nicht nur für acht, sondern für vierzehn Titel Raum gewesen, und auch in anderen Fällen ist das Manuskript dem Verzeichnis gegenüber lückenhaft: auch „*Amalia*“ (S. 29), das „*Verglied*“ (S. 35) und „*Der Jüngling am Bache*“ (S. 41) fehlen im Manuskript, stehen aber im Verzeichnis, und nichts verbietet die Annahme, daß auf dem verstümmelten Blatte außer den acht oben aufgezählten noch weitere — höchstens sechs — Gedichte genannt waren, obwohl sie durch das Manuskript nicht erwiesen werden. Als solche aber möchte ich drei Gedichte ansprechen, von denen nicht einzusehen ist, warum Schiller sie der Prachtausgabe sollte vorenthalten haben, und die sich ebenso wie jene acht aufs allerbeste an „*Die deutsche Muse*“ anschließen,

nämlich: „Pegasus im Joche“, „Das verschleierte Bild zu Saiz“ und „Die Macht des Gesanges“. Andere können teils der Form, teils des Inhalts wegen für das vierte Buch nicht in Betracht kommen. Fraglich scheint mir nur, ob die Ordnung, in die ich diese elf Gedichte gebracht habe, genau derjenigen gleichkommt, die Schiller ihnen auf dem abgeschnittenen Ende des Blattes gegeben hatte.

Pegasus im Joch (S. 204). Als Götschen im Mai 1788 heiratete, entschuldigte Schiller das Ausbleiben eines poetischen Glückwunsches: „Der Tag hat mich zu schnell überfallen, sonst hätte ich meinen Pegasus einen Ritt dazu machen lassen, aber das träge Tier will mir jetzt nicht von der Stelle.“ — Das Gedicht entstand im Sommer 1795. Körner schlug vor, den Pegasus verhungern und Apollo ganz aus dem Spiel zu lassen; Schiller erklärte diesen jedoch für unentbehrlich und strich nur „die Moral des Stücks“, die in der uns unbekannten ältesten Gestalt der Gott am Schluß ausgesprochen hatte. Im Almanach für 1796 lautete die Überschrift „Pegasus in der Dienstbarkeit“. — B. 1 f. Auf dem Markte dieses bis in unsere Zeit in besonderem Rufe stehenden Londoner Stadtteils sollen einst, nach altem Recht, ehrebrecherische Frauen verkauft worden sein. — B. 19 „Täuscher“ (von „Tausch“) ist eine alte Bezeichnung des Roßtäuschers d. h. Pferdehändlers; unser „täuschen“ hat seine Bedeutung durch die Häufigkeit des Betruges beim Roßtausch erhalten. — In B. 1 bieten fast alle neueren Ausgaben den Fehler „einem“, auch die historisch-kritische und solche, die durch eine Auswahl aus deren Varianten (einschließlich falscher) und durch gelegentliche Berichtigungen dazu den Eindruck machen, als ob sie auf durchaus selbständiger Kritik der Textüberlieferung beruhten. Ähnliches gilt z. B. von folgenden verbreiteten Fehlern: „Des Mädchens Klage“ B. 5 vom statt von; „Der Kampf mit dem Drachen“ B. 117 eine statt einer; „Die Künstler“ B. 154 wurden statt werden.

Das verschleierte Bild zu Saiz (S. 207) entstand fast gleichzeitig mit dem vorigen Gedichte und bildet durch seine Stilverwandtschaft mit ihm den Übergang von einer auf Kunst und Poesie bezüglichen Gruppe zu einer philosophischen; die

„Gunst des Augenblicks“ leitet dann zur Poesie zurück. — Warum Schiller die Handlung ursprünglich in das wie Saïs unterägyptische Heliopolis verlegt hatte (s. Humboldts Brief an ihn vom 31. Aug. 1795), ist unbekannt. Schon in der „Sendung Moses“ (1789, s. Bd. 13) erwähnt Schiller die Legende als in Saïs geschehen, ebenso in dem Aufsatz „Vom Erhabenen“ (1793, s. Bd. 12); auch der vierte Brief des Barons im „Geisterseher“ (Bd. 2) spielt auf sie an, so wie Gutten im „Menschenfeind“ (Bd. 7, S. 333).

Hoffnung (S. 210). Während in den „Ideen“ (B. 71 f., S. 162) die Hoffnung kaum noch einen bleichen Schimmer auf den finstern Weg des Enttäuschten wirft, folgert dieses kleine, zwei Jahre später entstandene Gedicht aus der Tatsache, daß die Hoffnung den Menschen nicht verläßt, die Berechtigung eines allgemeinen Optimismus.

Licht und Wärme (S. 211) und Breite und Tiefe (S. 212) sind mit dem vorigen fast gleichzeitig gedichtet. Alle drei vertreten, gegenüber der schweren Ideenlyrik der vorausgegangenen Jahre, ein neues, leichteres Genre des philosophischen Liedes, dem auch die zeitlich nahestehenden „Worte des Glaubens“ (S. 163) angehören.

Sprüche des Confucius (S. 212). Wie das soeben genannte Gedicht und die „Worte des Wahns“ sind auch diese beiden Pendants im Abstand von mehreren Jahren veröffentlicht — in den Almanachen auf 1796 und 1800 — und wahrscheinlich auch in solchem Abstand gedichtet. Nach einer eigentlichen „Quelle“ dieser Sprüche braucht man nicht, wie es vergeblich geschehen ist, zu suchen. Der chinesische Weise des fünften vorchristlichen Jahrhunderts war 1687 durch eine lateinische Bearbeitung seiner Schriften (Confucius Sinarum philosophus) den Europäern bekannt geworden, und im achtzehnten Jahrhundert wurde es poetische Mode, eigene Weisheit orientalistisch zu maskieren. Auf Zusendung des ersten Spruchs antwortete Humboldt am 18. Aug. 1795: „Ich liebe diese Sprache in kurzen Sprüchen gar sehr, und Sie haben sie sehr gut getroffen.“

Die Gunst des Augenblicks (S. 213) führt uns in den Kreis der geselligen Lieder des ersten Buchs zurück: wir

verdanken seine Entstehung dem in der Ann. S. 290 zum „Siegesfest“ erwähnten Kränzchen; vgl. auch die Ann. S. 292 zur „Sehnsucht“. Inhaltlich steht es dem „Glück“ (S. 121) am nächsten.

Poesie des Lebens (S. 215). Vgl. „An einen Moralisten“ (S. 236). Hinter dem Zusatz „An ****“ ist wie S. 155 nicht eine einzelne bestimmte Person zu suchen; er ist allgemein an die Vertreter des Lebensrealismus gerichtet, deren Standpunkt in der ersten Hälfte des Gedichts ausgesprochen, in der zweiten zurückgewiesen wird. Wie Bogtberger aus Schillers Brief an Körner vom 22. Jan. 1789 nachwies, knüpft die kleine Epistel an eine bei der Ausführung verworfene Stelle der „Künstler“ an, des letzten Gedichtes also der ersten poetischen Periode Schillers; wie anderseits dessen Brief an Goethe vom 12. Juni 1795 zeigt, war die „Poesie des Lebens“ das erste Gedicht, an dem er sich im Beginn der zweiten poetischen Periode versuchte. Er nahm also ganz eigentlich den Faden da wieder auf, wo er ihn vor sechs Jahren hatte fallen lassen.

Die Macht des Gefanges (S. 216). Auch dieses im August 1795 beendigte Gedicht ist mit den „Künstlern“ engstens verwandt, indem es wie das vorige von einem später beseitigten Teil und zwar vom ursprünglichen Anfang derselben ausging. Während Humboldt in einer ausführlichen Beurteilung des Gedichtes (an Schiller, 18. Aug. 1795) „das Gepräge schmuckloser Einfachheit und erhabener Wahrheit“ besonders an der dritten Strophe rühmte, nahm Körner gerade an dieser Anstoß. Schiller antwortete ihm am 8. Sept. 1795: „Darüber wundere ich mich, wie Dich die dritte Strophe in ‚Macht des Gefanges‘ stört, die gewiß die beste darin ist und die eigentliche Macht der großen Dichtkunst treu ausdrückt. Ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, wo alles auf das Furchtbare hinausläuft. Eher könnte man die letzte Strophe für die vorhergegangenen vier andern zu schmelzend finden. Die Einheit des Liedes ist ganz einfach diese: der Dichter stellt durch eine zauberähnliche und plötzlich wirkende Gewalt die Wahrheit der Natur in dem Menschen wieder her.“

Sängers Abschied (S. 218). Als „Stauzen an den Leser“ beschlossen diese Strophen in Schillers erstem Musenalmanach, dem auf das Jahr 1796, die eigentlichen Gedichte, auf die dann noch als besondere Abteilung Goethes Venezianische Epigramme folgten. Ebenso standen sie, nun unter der Überschrift „Abschied vom Leser“, in der Gedichtsammlung von 1800 an letzter Stelle, und es unterliegt keinem Zweifel (vgl. S. 340 f.), daß sie auch in der Prachtausgabe — wie Schiller gelegentlich des Drucks im Almanach an Körner schrieb — „den Leser auf eine freundliche Art verabschieden“ sollten. Der edlen Bescheidenheit, mit der sie es tun, hat ein Jahrhundert widersprochen, und weitere werden ihm in diesem Urteil folgen.

Anhang (S. 219—284).

Der Anhang enthält alle diejenigen Gedichte, die Schiller in seine Sammlungen von 1800 und 1803 aufgenommen hatte, von der Prachtausgabe jedoch ausschließen wollte. Vgl. Einleitung S. XXI f. Der größeren Masse nach gehören sie der ersten poetischen Periode Schillers an (S. 221—255), und da der Grund des Ausschlusses von der Prachtausgabe vielfach nur in dem jugendlich unreifen Charakter zu suchen ist, so empfahl es sich, die Gedichte des Anhangs nach der Zeitfolge ihrer Entstehung zu ordnen. Innerhalb größerer Gruppen von Gedichten aber, die sich zeitlich nahestehen, habe ich das chronologische Prinzip nicht übertreiben wollen. Die größte dieser Gruppen besteht aus den ersten sechzehn Gedichten des Anhangs (S. 221—247), die der „Anthologie auf das Jahr 1782“ entstammen. Eine zweite wird von den kleinen Elegien und den Epigrammen (S. 258—273) gebildet, die den Jahren 1795 (bis einschließlich „Deutsche Treue“) und 1796 angehören; in Analogie zum dritten Buch der Prachtausgabe durfte diese formale Einheit nicht durch die wenigen gereimten Gedichte der Jahre 1795 („Der Metaphysiker“, „Die Weltweisen“) und 1796 („Das Spiel des Lebens“, „Die Begegnung“) unterbrochen werden. Daß ein Teil dieser zweiten Gruppe nur aus äußerlichen Gründen

der Prachtausgabe vorenthalten blieb, wurde oben S. 326 f. wahrscheinlich gemacht. Die gereimten Gedichte des Anhangs dagegen, sofern sie der zweiten poetischen Periode Schillers angehören, dürften teils, gleich denen der ersten Periode (S. 221—255), den reifen Dichter nicht mehr befriedigt haben (S. 256 f., S. 273), teils hätten sie in keinem der vier Bücher organischen Anschluß gefunden (S. 277 ff. und, als unmittelbar persönlich, S. 276). Nur bei zweien bleibt der Grund des Ausschlusses fraglich: bei der „Begegnung“ und dem „Mädchen von Orleans“ (S. 274 f.), die immerhin einigermaßen in das erste Buch gepaßt haben würden, aber dem Manuskript sowohl als dem Inhaltsverzeichnis fehlen.

An den Frühling (S. 221) — Die Größe der Welt (S. 246). Von diesen sechzehn der Anthologie auf 1782 entstammenden Gedichten nahm Schiller in die erste seiner Sammlungen (1800) kein einziges auf; erst in der zweiten (1803) konnten sie Platz finden, da deren Leser durch die in der Einleitung S. XVI zitierte „Vorerinnerung“ auf den richtigen Standpunkt zur Beurteilung solcher Jugendgedichte geführt wurden. Aber auch unter diesem Schutz mochte Schiller sie nicht ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt einem Publikum vorlegen, das doch zu sehr schon den reifen Dichter in ihm zu sehen gewohnt war, um über das allzu Jugendlliche dieser lyrischen Ergüsse nicht zu erschrecken. Unverändert blieben daher nur „Gruppe aus dem Tartarus“, „Graf Eberhard“ und „Die Größe der Welt“; unwesentliche Änderungen erfuhren „An den Frühling“, „Phantasie an Laura“, „Der Flüchtling“ (ursprünglich „Morgenphantasie“ benannt), „Elysium“ (worin als in einer „Kantate“ Strophe 1 dem Chor, Strophe 2—6 fünf einzelnen Stimmen zugeteilt waren) und „Die Schlacht“, deren Überschrift in der Anthologie „In einer Bataille, von einem Offizier“ gelautet hatte. Eingreifender schon war die Bearbeitung der Gedichte „Laura am Klavier“, „Männerwürde“ (ursprünglich „Kastraten und Männer“) und „Das Glück und die Weisheit“. Am stärksten aber wurden geändert „Die Entzückung an Laura“ (ursprünglich „Die seligen Augenblicke an Laura“), „Der Triumph der Liebe“, „An Minna“, „An einen Moralisten“ und endlich „Rousseau“.

Hauptmittel der Bearbeitung war das radikale der Kürzung: verlor doch das letztgenannte Gedicht 72 von 84 Versen, während in den übrig gebliebenen nur ein einziges Wort (B. 2 „Schandschrift“ in „Schmachschrift“) geändert wurde: der Schluß der anderen 12 Strophen schien dem reifen Dichter unheilbar. Was er auf diese Weise beseitigte, kann hier nicht vollständig mitgeteilt werden, doch möge der ursprüngliche Schluß der um mehr als ihre Hälfte verkürzten „Entzückung an Laura“ als eine erste charakteristische Probe hier Platz finden:

„Wenn dann, wie gehoben aus den Achsen
Zwei Gestirn', in Körper Körper wachsen,

Mund an Mund gewurzelt brennt,
Wollustfunken aus den Augen regnen,
Seelen wie entbunden sich begegnen,

In des Atems Flammenwind, — —

Qualentzücken — — Paradieses Schmerzen! — —

Wilder flutet zum beklommenen Herzen,

Wie Gewappnete zur Schlacht, das Blut,

Die Natur, der Endlichkeit vergessen,

Wagt's, mit höhern Wesen sich zu messen,

Schwindelt ob der acheront'schen Flut.

Eine Pause drohet hier den Sinnen,

Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,

Nacht verschlingt den Quell des Lichts —

Leises .. Murmeln .. dumpfer .. hin .. verloren ..

Stirbt .. allmählich .. in den trunkenen Ohren ...

Und die Welt ist Nichts

Ach vielleicht verpraßte tausend Munde,

Laura, die Elysiumsekunde,

All begraben in dem schmalen Raum;

Weggewirbelt von der Todeswonne,

Vanden wir an einer andern Sonne,

Laura! und es war ein Traum.

O daß doch der Flügel Chronos' harnte,

Hingebannt ob dieser Gruppe starnte

Wie ein Marmorbild — — die Zeit!

Aber ach! ins Meer des Todes jagen
Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen
Schon die Strudel der Vergessenheit.“

Mag man es bedauern, daß Schiller diesen leidenschaftlichen Erguß, eines der kühnsten Zeugnisse seiner Phantasie und Sprachgewalt, der Fortdauer in seinen Werken nicht würdig achtete, so wird — um eine andersartige zweite Probe zu geben — niemand beklagen, daß in der „Männerwürde“ die Verse 61—64 an Stelle folgender zwei Strophen traten:

„O Psui und Psui und wieder Psui
Den Elenden! — sie haben
Verlüberlicht in einem Gni
Des Himmels beste Gaben,
Dem lieben Herrgott sündiglich
Sein Konterfei verhunzet
Und in die Menschheit schweiniglich
Von diesem Ru gegrünzet.“

Eine bunte Mischung tritt uns in diesen sechzehn Gedichten entgegen. Dem anakreontisch-zierlichen „Frühling“, der unsern Anhang einleitet, gesellt sich die kleine Parabel von Fortuna und Sophia, vom „Glück und der Weisheit“; neben den vom Cynismus junger Mediziner strotzenden Preis der Mannheit, die „Männerwürde“, stellt der patriotische Schwabe in seinem „Kriegslied“ ein Gegenstück zu Kleins Grenadierliedern und anderen vaterländischen Bemühungen der preussischen Muse; mit dem unpersönlichen Stimmungsbilde der „Schlacht“ wetteifert das ganz persönliche des „Flüchtlings“ in kühnen Rhythmen und realistischer Malerei; antike Vorstellungen finden Niederschlag in den Gegenständen „Elysium“ und „Gruppe aus dem Tartarus“; während die Epistel „An einen Moralisten“ allgemein für das Recht des natürlichen Menschen eintritt, verteidigt „Rousseau“ den großen Propheten der Rückkehr zur Natur gegen die pfäffischen Finsterlinge, die ihn noch in dem fern von der Heimat gefundenen Grabe mit ihrem Haß verfolgten. Vereinzelt steht „Die Größe der Welt“ da (vgl. die Anm. S. 301 zum „Pilgrim“), in deren kühner Unendlichkeits- und Ewigkeitsphantasie

Schiller mit Haller und Klopstock wetteifert; vereinzelt auch die Absage „An Minna“. Wenn aber in diesem Gedicht ein Element persönlicher Empfindung liegt und in jenem eine maßlose Phantasie nach poetischem Ausdruck ringt, so findet sich beides vereint in den Laura-Oden S. 222—232. Über die Situation, der diese vier Gedichte entstammen, wurde schon in der Anm. S. 294 zum „Geheimnis der Reminiscenz“ das Nötige mitgeteilt, und nochmals sei hier verwiesen auf die eingehende Behandlung dieser Gedichte — wie aller aus der Anthologie entnommenen — in den Schillerbiographien von Weltrich (I, 439 ff.) und Minor (I, 433 ff.). Übrigens rechnete Schiller selbst schon in seiner Rezension der Anthologie den „Triumph der Liebe“ nicht zu den eigentlichen Laura-Gedichten, und so beseitigte er bei der Bearbeitung dieser „Hymne“ für die Sammlung von 1803 die einzige unmittelbare Nennung Lauras, die sie enthalten hatte; vorbildlich war — worauf Schiller selbst in jener Rezension hinwies — Bürger's „Nachtfeier der Venus“, doch betont Minor mit Recht, daß Schiller hier an Stelle der von Bürger gefeierten sinnlichen Liebe die höhere verherrlicht, deren Begriff er in den „Philosophischen Briefen“ (Bd. 11) entwickelt. Schon in der zweiten Karlschulrede (Bd. 11, S. 13) klingt dieser Hymnus vor, und vergleicht man das „Lied an die Freude“ (S. 4), so läßt sich nicht verkennen, daß in beiden Gedichten unter verschiedenen Namen eine dem Gros der antiken Kosmologie verwandte göttliche Kraft gepriesen wird.

Der Kampf (S. 247). Im ersten Druck („Thalia“ 1786) lautete die Überschrift „Freigeisterei der Leidenschaft“, und ein Zusatz „Als Laura vermählt war, im Jahre 1782“ sollte unkenntlich machen, daß dieses Gedicht wie die „Resignation“ (vgl. Anm. S. 336 f.) aus der Leidenschaft Schillers für die Frau eines anderen, für Charlotte v. Kalb geboren ist. Das Geständnis der Gegenliebe stürzt den Liebenden, der sich schon zu heldenmütigem Entsagen durchgerungen, in neuen, gesteigerten Kampf, es droht seine Tugend, die es belohnen soll, zunichte zu machen. Bei der starken Verkürzung, die das Gedicht seit der Sammlung von 1800 erfuhr, fiel der ganze zweite Teil der ursprünglichen Fassung fort. In ihm

wütet der Verzweifelte gegen den Eid der ehelichen Treue, der die Geliebte „in fremde Fesseln zwang“, er erklärt ihn für einen nichtigen Meineid, da das durch ihn verlorene Herz sein eigen gewesen; er läßt den Überflüssigen, an den „der feierliche Spruch“ die ihm von Gott Bestimmte band, zum „Kampf auf die Vernichtung“ vor, und im Sinne der „Resignation“ eifert er gegen die als allgütig gepriesene Gottheit, die ihren Himmel nur dem zum Lohn verheißt, dem sie das Erden-dasein zur Hölle gemacht hat. Deutlich aber erklärt der Schluß der „Freigeisterei“ diese Gottheit für eine Verzerrung des Menschenwahns, der den „saftmütigsten der fühlenden Dämonen“ zu einem „Nero“ entstellt, und diesem Herrbilde nur gilt die Absage der letzten Strophe:

„D diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied seire ihn,

Und keine Freudenträne soll ihm weiter fließen,

Er hat auf immer seinen Lohn dahin!“

Vgl. den in der Ann. S. 337 f. zur „Resignation“ mitgetheilten „Schlüssel“ Schillers und seinen in der Ann. S. 328 zu den „Göttern Griechenlands“ zitierten Brief vom 25. Dez. 1788.

Die unüberwindliche Flotte (S. 248). Ein Nebenprodukt des „Don Carlos“, insofern Schiller bei den Vorarbeiten hierzu den Stoff aus Merciers „Précis historique“ zu dessen „Portrait de Philippe II.“ (1785) kennen lernte. Der von Mercier nur als „un poète“ bezeichnete „ältere Dichter“, den Schiller in seiner „Thalia“ 1786 für einen Zeitgenossen der geschilderten Begebenheit erklärte, war vielmehr, wie erst 1886 von R. H. Manchot nachgewiesen wurde, Schillers eigener Zeitgenosse, der schlesische Prediger Martin Crugot († 1790), der in seinem „Christ in der Einsamkeit“ (1758) das historische Ereignis zum Beweis der göttlichen Allmacht erzählt hatte. In der That war die „Armada“, die Philipp II. im Jahre 1588 gegen Elisabeth ausbandte, der britischen Flotte weit überlegen und würde den Kampf um die Vorrherrschast zur See wohl zu Gunsten Spaniens entschieden haben, wenn sie nicht durch Stürme wäre vernichtet worden. — In einer Anmerkung erklärte Schiller: „Die zwei letzten Verse sind eine Auspielung auf die Medaille, welche Elisa-

beth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: *Afflavit deus et dissipati sunt.*“ Wie Dintzer nachwies, ließ nicht Elisabeth die Medaille schlagen, sondern diese stammt aus Holland, und es hieß in der Inschrift „*dissipantur*“; Schiller übernahm mit den Details der Schilderung auch diese Irrtümer aus Mercier. Ebenso stammt daher die Parteinahme für das durch die Magna charta (B. 25) freie England: „*l'isle généreuse que le ciel regarde d'un oeil d'amour, l'isle fortunée dont les nobles habitants ont le droit d'être libres . . . cette isle si chère aux grands coeurs, aux ennemies de la tyrannie.*“ Aber eben in dieser Parteinahme lag wohl der Grund, weshalb Schiller das Gedicht von der Prachtausgabe ausschloß: wie S. 155 zeigt, war sein politisches Urteil über England inzwischen ein anderes geworden.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch (S. 250). Das im Musenalmanach auf 1796 mit einigen Veränderungen zuerst gedruckte Gedicht hatte Schiller mit dem Datum „Weimar d. 3. April 1788“ in das Stammbuch Charlottens v. Zengefeld geschrieben, seiner späteren Gattin, die am 5. d. M. nach längerem Besuch Weimar verließ. Schon in der Einleitung S. XII wurde darauf hingewiesen, daß uns kein anderes poetisches Zeugnis dieser Liebe Schillers erhalten ist; vgl. die Anm. S. 330 f. zu den „Idealen“.

Die berühmte Frau (S. 251). Bald nach dem eben erwähnten Zusammensein mit Charlotte nahm Schiller längeren Aufenthalt in deren Nähe, in Volkstädt bei Rudolstadt. Dort entstand die launige Epistel von der berühmten Frau, für die Schiller ein bestimmtes Vorbild nicht gehabt zu haben scheint, wenn ihn auch im allgemeinen, wie Horner annimmt, die in der deutschen Dichtung vielfach nachklingenden „*Femmes savantes*“ Molières angeregt haben mögen. — Zum „goldnen Buch“ der Venus (B. 145) setzte Schiller selbst die Anmerkung: „so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen“ (vgl. „*Fiesco*“ II, 5). Noch einige andere Anspielungen verlangen Erklärung. B. 19: ein

Kritiker in Alexandrien, der einstigen Hochburg antiker Gelehrsamkeit. — B. 22: ein Verleger in der rührigen Zentrale des Buchhandels. — B. 29: Ninon de Venclos, die französische Aspasia, Geliebte Richeliens. — B. 61: Ein aus Ungarn stammender Schwindler, der durch die Herausgabe mehrerer Damenjournale das Vertrauen besonders der Frauenwelt erschlich, und Lavater sind hier in eine für letzteren kränkende Nachbarschaft gerückt.

Der Metaphysiker (S. 256). Die kleine Parabel erschien im Almanach auf 1796 und ist wohl einer der ersten Versuche Schillers bei seinem „Übergange von der Spekulation zur Poesie“.

Die Weltweisen (S. 256). Schiller sandte diese „Schmurre“ nebst der „Teilung der Erde“ (S. 202) am 16. Okt. 1795 an Goethe, mit der Bemerkung, er habe sich darin „über den Satz des Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich, wenn sie aus eigenem Mittel, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu gestehen, das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.“ Mit diesem Urteil sprach er vollkommen die Meinung des Freundes aus, dessen Hoffnung, durch Fichte mit der Philosophie versöhnt zu werden, unerfüllt geblieben war. Vgl. die den Philosophen gewidmete Xenienreihe S. 266 ff. — Unter den „Druckfehlern und Verbesserungen“ zu den „Horen“, die das Gedicht im November 1795 brachten, ist „Nagel“ für „Kloben“ B. 3 aufgeführt; mit Recht aber kehrte Schiller in der Sammlung von 1803 und im Manuskript der Prachtausgabe zu „Kloben“ zurück, da dieses Wort insbesondere Vorrichtungen zum Tragen beweglich schwebender Gegenstände bezeichnet; vgl. Grimms Wörterbuch V, 1217.

Das Kind in der Wiege (S. 258) — Deutsche Irene (S. 262) entstanden 1795 und erschienen teils in den „Horen“ dieses Jahres, teils im Musenalmanach für das folgende; nur „Zenith und Nadir“, für das Oktoberheft der Zeitschrift bestimmt, blieb durch einen Zufall liegen und erschien erst in der Sammlung von 1803. Das Geschenk (S. 263) — Die Flüsse (S. 271) dagegen gehören dem Jahre 1796 an und wurden sämtlich im Almanach für 1797 veröffentlicht außer

den Epigrammen „Die schöne Brücke“ und „Das Tor“, die erst im nächstjährigen erschienen. Diese kleinen Elegien und Epigramme ergänzen das dritte Buch und geben im einzelnen zu wenigen Bemerkungen Anlaß. — „Einem jungen Freunde“ (S. 259) behandelt, wohl ohne Beziehung auf eine bestimmte Person, das im „Genius“ (S. 124) breiter ausgeführte Thema. — Zu den „Führern des Lebens“ (S. 260), deren Überschrift ursprünglich „Schön und Erhaben“ lautete, vgl. die prosaische Umschreibung in dem Aufsatz „Über das Erhabene“ (Bd. 12): „Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab . . . In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.“ In B. 2 trat seit der Sammlung von 1803 die vom Dichter schwerlich gewollte Änderung „stehn“ statt „gehn“ ein. — „Die idealische Freiheit“ (S. 261) hieß ursprünglich „Ausgang aus dem Leben“; das Epigramm stellt dem unfreiwilligen Ende der Lebensnot deren freie Überwindung durch die Flucht in das Reich der Ideale gegenüber. „Das Ideal und das Leben“ (S. 191) führt den Gedanken des prägnanten Epigramms aus; vgl. B. 28 f. jenes großen Gedichtes und die ursprünglich auf B. 30 folgende Strophe:

„Und von jenen fürchterlichen Scharen
 Euch auf ewig zu bewahren,
 Brechet mutig alle Brücken ab.
 Zittert nicht, die Heimat zu verlieren:
 Alle Pfade, die zum Leben führen,
 Alle führen zum gewissen Grab.
 Opfert freudig an, was ihr beseßen,
 Was ihr einst gewesen, was ihr seid,
 Und in einem seligen Vergessen
 Schwinde die Vergangenheit.“

Das „Stirb und werde!“ Goethes (s. Jubiläums-Ausgabe Bd. 5, S. 16 und Bd. 1, S. XXIX) klingt hier vor, in höchst charakteristischer Prägung: bei Goethe das Aufgehen im All zu neuem Werden, die Erhebung über die Natur durch das Bewußtsein der Einheit mit ihr; bei Schiller die Flucht in ein außer der realen Welt liegendes Reich der Ideale. —

„Zeuth und Nadir“ (S. 261) lehrt die Verbindung idealen Willens mit realer Tat. — Zu den „Johannitern“ (S. 262) vgl. Schillers Vorrede zu Bertot-Mietbaumers „Geschichte des Malteserordens“ (Bd. 13). — Die Anekdote der „Deutschen Treue“ (S. 262) entnahm Schiller der „Geschichte der Deutschen“ von Michael Ignaz Schmidt (1778 ff. III, 536); vgl. Uhlands Schauspiel „Ludwig der Baier“. — Über das „Geschenk“ (S. 263) vgl. Anm. S. 289 zur „Dithyrambe“. — „Macht des Weibes“ (S. 263): vgl. „Würde der Frauen“ (S. 25). — „Der epische Hexameter“ (S. 264): s. Anm. S. 325 zu Botivtafel Nr. 56 und 57; „Die schöne Brücke“ und „Das Tor“: ebenda zu Nr. 53—55 sowie Brief an Goethe vom 13. Sept. 1795. — Als Adressaten des ersten mit „An“ überschriebenen Epigramms hat Boas R. A. Böttiger (vgl. Anm. S. 306 zu den „Kranichen des Jbykus“) wahrscheinlich gemacht. Die Beziehung der beiden anderen, besonders die des dritten auf Goethe ist sehr zweifelhaft; vgl. Anm. S. 323 zu Botivtafel Nr. 13. — Die Epigramme „Mitteilung“ bis „Die Philosophen“ entstammen den Tabulae votivae, alle noch folgenden (S. 266—273) den Xenien des Almanachs auf 1797. — „Die Philosophen“ gehören dem in Anm. zu „Shakespeares Schatten“ S. 318 erwähnten Unterweltszyklus an. Vgl. die um ein Jahr älteren „Weltweisen“ (S. 256). Der „Vehrling“ heißt im Almanach „Ich“. Die nicht genannten Philosophen sind der Reihe nach: 1. Descartes, 2. Spinoza, 3. Berkeley, 4. Leibniz, 5. Kant, 6. Fichte, 7. Reinhold, 8. Karl Erhard Schmid. Die unpersönlichen Überschriften „Rechtsfrage“ und „Gewissenskrupel“ ließ Schiller bei der Aufnahme in die Sammlung von 1803 stehen, obwohl er über B. 1 und 5 „Vehrling“ statt „Philosophen“ und „Dringend“ setzte. — „Kant und seine Ausleger“ bis „Die Sonntagskinder“ (S. 268) würden zwischen Nr. 37 und 38 der Botivtafeln (S. 149) einen trefflichen Platz gefunden haben. — „Die Homeriden“ (S. 269) beziehen sich auf die durch Wolfs Prolegomena in Frage gestellte Einheit der homerischen Gesänge; der Göttinger Philologe Heyne behauptete, schon vor Wolf deren Zusammensetzung aus Dichtungen verschiedener

Rhapsoden erkannt zu haben, eine Ansicht, der er später selbst entgegentrat. Zum Bilde von der Wurstverteilung vgl. Odyssee XVIII, 46. — Wie die Überschriften im Xenienmanuskript verraten, bezog sich „Der erhabene Stoff“ (S. 269) auf Klopstocks Messias, „Der Kunstgriff“ (S. 270) auf die geistlichen Romane von Joh. Tim. Hermes; ob auch „Der moralische Dichter“ (S. 270) auf Klopstock zielt, ist trotz der Stellung dieses Epigramms im Xenienmanuskript ebenso fraglich wie die Beziehung auf Lavater. — In der Fülle ihrer Anspielungen, die nur den literarisch interessierten Zeitgenossen unmittelbar verständlich sein konnten, sind die „Jeremiade“ (S. 270) und „Die Flüsse“ (S. 271) typische Vertreter der Xenien. Aber sowohl das Klage lied der durch die Verbündeten von Weimar und Jena in den Schatten gestellten Poeten als auch die Parade über das literarische Deutschland sind ohne Einzelerläuterung — vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft VIII — als Poesie genießbar; nur der Schluß der „Flüsse“ verlangt die Erklärung, daß in Diderots Roman *Les bijoux indiscrets* „Steine“ — so hieß es ursprünglich in B. 32 statt „Schätzchen“ — die bedenklichsten Abenteuer ihrer Besitzerinnen ausplaudern. Daß Goethe wie Schiller solche Xenien, die nur durch Kommentierung verständlich bleiben konnten, von der Ausnahme in ihre Werke ausschlossen, wurde schon S. 317 zu „Shakespeares Schatten“ bemerkt.

Das Spiel des Lebens (S. 273). Der Buchhändler Karl Spener in Berlin wünschte auf seinem „Guckkastenmann für Neujahr 1797“, einem kolorierten Kupferstich von Joh. Friedr. Bolt, ein Gedicht Schillers anzubringen, das eine Art Neujahrswunsch an das Publikum enthalten sollte und des ihm zugedachten Raumes wegen höchstens 18 Verse umfassen durfte. Am 10. (oder 11.) Okt. 1796 erfüllte Schiller diese Bitte durch Sendung „einer sehr flüchtigen Arbeit“, und man nahm seit Goedeke (Hist.-krit. Ausg. XI, 441 f.) an, daß darunter „Das Spiel des Lebens“ zu verstehen sei: dieses Gedicht erschien in der Sammlung von 1803 mit der Jahreszahl 1796, und da ein Exemplar des „Guckkastenmanns“ nicht aufzutreiben war, widersprach nichts der Annahme, daß

dieser die Verse „Wollt ihr in meinen Kasten sehn“ zc. auch wirklich gebracht habe. Später fanden sich Exemplare, die aber nicht „Das Spiel des Lebens“, sondern folgende Verse enthielten:

„Zum neuen Jahr schau Jedermann
Ein lehrreich Bild aus meinem Kasten,
Das Bild von unserm Leben an!

Der Leidenschaft ganz hingegeben
Trabt alle Welt, dort linker Hand,
Nach Ämter, Titel, Stern und Band,
Nach Geld, nach Puz und anderm Tand:
Ihr ganzes Tun ist ein unsel'ges Streben!
Nur Wen'ge, rechts, verstehn das Leben
Zu brauchen, wie man's brauchen muß,
Zur Freundschaft, zum Naturgenuß,
Und zu der Lust, die Wissenschaften geben!
Wer von den letztern ist, fürwahr!
Dem wird gewiß ein frohes Leben
Ohn' allen Wunsch zum neuen Jahr.“

Borberger (Schillers Werke II, 201 in Kürschners National-Literatur), Jonas (Briefe V, 498 f.) und Bellermann (Schillers Werke IX, 199) halten diese Verse für eine zweite Fassung vom „Spiel des Lebens“, das seiner Länge wegen oder aus einem andern Grunde nicht verwendet und daher von Schiller zu obiger Gestalt umgearbeitet worden sei. Dem kann ich nicht beistimmen. Wenn die Verse „Zum neuen Jahr“ zc. überhaupt von Schiller stammten, so ließen sie sich weit eher als eine erste, auf das Niveau des „Guckkastenmanns“ gestimmte Fassung begreifen, die dann 1803 für das Niveau der Gedichtsammlung völlig umgearbeitet worden wäre. In Wahrheit aber lieferte irgend ein unbekannter Poet die Guckkastenverse, da Spener, als Schillers Sendung vom 10. Okt. 1796 in Berlin eintraf, in Leipzig war und von dort aus zur „fernerweiten Beförderung“ des Schillerschen Gedichtes „nichts tun“ (d. h. wohl: es dem Kupferstecher nicht mehr rechtzeitig zustellen) konnte. Die genannten drei Gelehrten haben Speners Brief an Schiller vom 15. Apr. 1797 („Geschäftsbriefe Schillers“ herausg. v. Goedeke 1875 S. 196)

übersehen, in welchem der Verleger des „Guckkastenmannes“ wiederum ein Gedicht Schillers erbittet und einer Wiederholung des vorjährigen Mißgeschickes vorzubeugen sucht. Es unterliegt daher keinem Zweifel: das erst 1803 gedruckte „Spiel des Lebens“ entstand 1796, und die oben mitgetheilten Verse „Zum neuen Jahr“ 2c. stammen nicht von Schiller.

Die Begegnung (S. 274). Im Beginn seiner zweiten dichterischen Periode, am 5. Okt. 1795, schrieb Schiller an Humboldt: „Noch wollte ich, um einem langen Wunsch nachzugeben und mich zugleich in einer neuen Gattung zu versuchen, eine romantische Erzählung in Versen machen, wozu ich auch den rohen Stoff schon habe.“ Da im Zusammenhange des Briefes von Schillers Begabung für das Epos „im weitern Sinne des Wortes“ die Rede ist, läßt sich die Vermutung Goedekes und Vorbergers nicht abweisen, daß die „Begegnung“ ein Bruchstück dieses Planes und identisch sei mit dem „kleinen romantischen Gedicht in Stanzas“, das Schiller im Frühjahr 1796 (an Körner, 29. Febr.) ausführen wollte. Daß die „Begegnung“ erst 1797 im zehnten Stück der „Horen“ erschien, spricht nicht dagegen, dafür aber, daß es aus einer ganz bestimmten Situation heraus gedichtet ist, nicht aus einer in der Liebeslyrik typischen; vgl. Anm. S. 292 zum „Geheimnis“. Völlig klar kann die Situation allerdings nicht genannt werden: denn B. 25–32, die doch nur als „das leise süße Wort“ der vornehmen Dame zu verstehen sind, passen nicht wohl dazu, daß diese „umringt von ihren Frauen“ war.

Das Mädchen von Orleans (S. 275). Voltaire, der Priester des Spottgottes Momus (B. 17), hatte den Stoff der „romantischen Tragödie“ Schillers in seiner Pucelle d'Orléans (1757) „in den Staub gezogen“, aber selbst in der näheren Umgebung des deutschen Dichters fehlte es nach Böttigers späterem Berichte nicht an Stimmen, die sich vom Vorurteil für das französische Nachwerk nicht befreien konnten. Das Gedicht entstand alsbald nach Beendigung der Tragödie im Frühling 1801 und erschien im Taschenbuch auf 1802 unter der bezeichnenderen Überschrift „Voltaire's Pucelle und die Jungfrau von Orleans“.

Dem Erbprinzen von Weimar (S. 276). Das Gedicht führt uns zum Schluß noch einmal zurück in das Mittwochsfränzchen, vgl. Anm. S. 290 zum „Siegesfest“ (und S. 292 zur „Sehnsucht“). Erbprinz Karl Friedrich wurde am 22. Febr. 1802, zwei Tage vor seiner Abreise nach Paris, in dieser Gesellschaft abgefieiert; für denselben Abend lieferte Goethe das „Tischlied“, das sich in seiner ersten Gestalt gleichfalls unmittelbar auf diesen Anlaß bezog (vgl. Jubiläums-Ausgabe Bd. I, S. 329). — In B. 30 verlangt der Reim die Beibehaltung der zu Schillers Zeit noch vorherrschenden Form „Bret“, während ich es im übrigen nicht für angezeigt hielt, in dieser Ausgabe den modernen Leser durch Wortformen wie „Mauren“, „sodern“, „Erzt“ u. dgl. zu belästigen; eine pedantische Konsequenz aber wäre in solchen Dingen vom Übel: in den „Räubern“ (Bd. 3), der Dissertation (Bd. 11) und der Übersetzung der „Iphigenie in Aulis“ (Bd. 10) wird man z. B. das „Erzt“ gern erhalten sehn, das im „Eleusischen Fest“ unerträglich sein würde.

Parabeln und Rätsel (S. 277). Bei der Bearbeitung von Gozzis Tragikomödie „Turandot“ (Bd. 9) entnahm Schiller seiner Vorlage nur das eine Rätsel vom „Jahr“ (B. 848 ff.), das er daher, als ein fremdes Produkt, seiner Gedichtsammlung von 1803 nicht einreichte; für die erste Aufführung am 30. Jan. 1802 ersand er die beiden anderen (B. 886 ff. und 947 ff. = Nr. 6 und 10 vorliegender Gruppierung) hinzu, und für die vier Wiederholungen, die er erlebte, schuf er elf weitere, indem ihm Goethe für die zweite Aufführung (2. Febr. 1802) eines, durch Beisteuer des „Schalttags“, abnahm. Somit sind 13 Rätsel, von insgesamt 15, Schillers Eigentum. Sie erscheinen hier in der Reihenfolge, die er ihnen bei Sendung des Manuskripts zur zweiten Auflage der zweiten Gedichtsammlung an den Verleger Crusius (21. Nov. 1804) gegeben; Schillers Witwe übersah, daß darunter auch Nr. 7, 9 und 12 (vom 9. Jan. 1804) sich befunden hatten, und sandte diese daher am 12. Juni 1805 als ungedruckt an Cotta, der sie im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806“ publizierte. — Über Nr. 1 und 8 schrieb Goethe am 2. Febr. 1802 an Schiller, sie

hätten den „schönen Fehler der ersten [Nr. 6 und 10], daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte“. Vgl. Albert Röstler, „Schiller als Dramaturg“ 1891 S. 211 f. Für Nr. 6 (Muge) und 10 (Pflug) gibt der Text der „Turandot“ (B. 904 ff. und 978 ff.) die Lösungen, aber auch für die zu den Wiederholungen gedichteten Rätsel führte Schiller solche in Versen aus. Diejenigen zu Nr. 2—5 (Teleskop; Sterne und Mond; Kosmos; Tag und Nacht oder — nach Bellermann — Sommer und Winter) sowie 11 und 13 (Junke und Wind; Schiff) gingen mit den Regiebüchern des weimariischen Hoftheaters zu Grunde, als dieses 1825 abbrannte. Erhalten blieben durch anderweitige Überlieferung die Lösungen zu Nr. 1, 7, 8, 9 und 12. Sie lauteten zu:

Nr. 1.

„Diese Brücke, die von Perlen sich erbaut,
Sich glänzend hebt und in die Lüfte gründet,
Die mit dem Strom erst wird und mit dem Strome
 schwindet
Und über die kein Wandrer noch gezogen,
Am Himmel steht du sie, sie heißt — der Regenbogen.“

Nr. 7.

„Das alte fest gegründete Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getroßt,
Das sich unendlich, unabsehblich leitet
Und Tausende beschirmt — die große Mauer ist's,
Die China von der Tartarwüste scheidet.“

Nr. 8.

„Diese Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
Die aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
Wie dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel
 dringt,
Vor der kein Harnisch kann beschützen,
Die sich in eignem Feuer selbst verzehrt —
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.“

Nr. 9.

„Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen,
 Die mit des Vaters feuriger Gewalt
 Der Mutter sanften Sinn vermählen,
 Die alle Welt mit Lust befeelen,
 Die gern der Freude dienen und der Pracht
 Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen —
 Die Farben find's, des Lichtes Kinder und der Nacht.“

Nr. 12.

„Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen
 Und, dreht sich's auch auf kleiner Scheibe nur,
 Doch viele tausend Meilen hat durchflogen,
 Eh' es den kleinen Raum durchzogen —
 Der Schatten ist es an der Sonnenuhr.“

Eine textkritische Erörterung mag — als ein Beispiel vieler dem Leser ersparten — diese Anmerkungen beschließen. Nr. 8, B. 17—20 lauten in beiden von Schiller besorgten Auflagen der Gedichtsammlung von 1803 so wie oben S. 281; im ersten Druck dagegen („Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet“) und im Hamburger Theatermanuskript der „Turandot“ weicht die Strophe in mehreren hier durch Sperrdruck gekennzeichneten Worten wie folgt ab:

„Doch dieses Ungeheuer
 Hat zweimal nie gedroht,
 Es verbrennt in eignem Feuer,
 Wie's tötet, ist es tot.“

Die im Text S. 281 wiedergegebene Fassung stellt eine durchgreifende Bearbeitung der soeben mitgetheilten dar, und es ist unzulässig, sie (mit Viehoff, Dünzger, Bellermann u. a.) im übrigen anzuerkennen, das „nur“ aber als Druckfehler für „nie“ zu verwerfen. In der ersten Fassung ist der Sinn: Wie schrecklich aber diese Schlange auch sein mag, so kann sie doch nie zweimal drohen, denn sie muß in einem Feuer, das sie selbst entzündete, verbrennen. Ganz anders die zweite Fassung. Goedeke (Hist.-krit. Ausg. XI, 458) zeigt aus volks=

tümlichen Lehrbüchern vom Ende des 18. Jahrhunderts, daß man damals den Glauben an den sogenannten „kalten Schlag“ (d. h. an einen Kälte mit sich führenden, unschädlichen Blitz) durch die Erklärung bekämpfte: häufig folge einem Blitz unmittelbar ein zweiter, der das vom ersten entzündete Feuer durch Fortreißen der zum Verbrennungsprozeß erforderlichen Luft auslösche. Diese Anschauung ist es, die Schiller bei der Bearbeitung des Rätsels in dessen ganze Schlußstrophe eintrug: Wenn die Schlange zweimal erscheint, so hat sie nur gedroht, denn dann muß sie, ohne einen Brand entzünden zu können, im eignen Feuer sterben.



Date Due

[illegible]

CAT. NO. 23 233

PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0236441 2

PT2465 .B04 Bd.1
Schiller, Johann Christoph
Friedrich von
Sämtliche Werke

73858

DATE

ISSUED TO

73858

